Schurkerei und Dummheit.

Geſchichte einer Somnambüle,

der 17jährigen

Henriette Hildesheim

aus S... im Fürſtenthum **.

Zur Warnung und Belehrung

nach glaubhaften Berichten dargeſtellt

von

Ernſt Fürchtegott Wahrmund.

Nebſt wichtigen Aufſchlüſſen über das Jahr 1900, über die Entſtehung der Welt, Sternſchnuppen, Meteore, Kometen, die Sündfluth ꝛc.

Es iſt kein Faden ſo fein geſponnen,
Es kommt jeder an das Licht der Sonnen.

Nordhauſen,
bei Ernſt Friedrich Fürſt.

1838.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Schurkerei und Dummheit — der Titel klingt freilich etwas hart, aber leider! konnte ich mich nicht anders ausdrücken, wenn ich das wahrhaft bezeichnen wollte, was dieſes Schriftchen enthüllen ſoll.

Von Schurkerei werde ich ſprechen, von der Schurkerei fauler Tagediebe, die unſchuldige Weſen unglücklich zu machen, die Welt zu betrügen ſich nicht entblöden. Von Dummheit werde ich ein Lied ſingen, von der Dummheit der Welt, die lieber das Unglaubliche glaubt, als nach der Wahrheit forſcht.

Niemand iſt entfernter als ich, den Somnambulismus zu bezweifeln und jene wunderbaren Seelenkräfte des im magnetiſchen Schlafe Liegenden zu leugnen; Niemand hat gläubiger und mit größerer Theilnahme die Geſchichte eines Richard Görwitz geleſen — aber jenen

Niederträchtigkeiten, welche die Geldspeculation zu Tage fördert, entgegen zu treten, sie öffentlich zu entschleiern, das halte ich für meine, für jedes braven Mannes Pflicht. Es ist abscheulich, wenn man vernimmt, wie Ehemänner ihre Frauen, Väter ihre Töchter in magnetischen Schlaf zu bringen suchen, um dieselben vor einem Zuschauer-Publikum wie wilde Thiere zu zeigen und damit Geld zu verdienen; es ist unverantwortlich, wenn Buchhändler Geschichten von Somnambülen durch hungrige Schriftler erlügen und zusammenschmieren lassen, um diesen Unsinn in alle Welt auszusenden und für das löschpapierne Machwerk klingende Münze einzutauschen.

Wir wollen im Folgenden Beweise von den Schlechtigkeiten liefern, die wir andeuteten. Mögen sie dazu dienen, die Obrigkeiten aufmerksamer, die Menschheit klüger zu machen.

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt.

Es war im Herbſte des Jahres 1837, als mich eine Geſchäftsreiſe nach S... im Fürſtenthum ** führte. Man wird es mir verzeihen, wenn ich die Namen nicht nenne, denn achtbare, angeſehene und der ganzen gebildeten Welt bekannte Männer würden dabei betheiligt werden, da ſie ſich zu Spielzeugen eines feinen Betrügers machen ließen. Möge es meinen Leſern genügen, den Zuſammenhang der Sache und ihren Verlauf zu erfahren.

In der Krone, dem erſten Gaſthauſe in S..., war eine ausgeſuchte Geſellſchaft verſammelt, von der ich freundlich empfangen wurde. Einer der Anweſenden lenkte das Geſpräch auf Tellurismus, thieriſchen Magnetismus, Somnambulismus, Mesmerismus und was es ſonſt für Namen für dieſe Zuſtände geben mag. Ich äußerte meinen Wunſch, einmal eine Somnambüle zu ſehen. „Dieſer Ihr Wunſch kann leicht erfüllt werden," entgegnete mir ein Anweſender, „hier im Orte iſt ein ſiebenzehnjähriges Mäd-

chen, welches regelmäßig jeden Nachmittag, um drei Uhr in einen magnetiſchen Schlaf verfällt und während dieſes Schlafes nicht nur alle Sprachen verſteht, ſondern auch die Zukunft wahrhaft vorherſagt."

Zwar hatte ich ſchon in der Frühe des folgenden Tages wieder abreiſen wollen, aber nun mußte ich meine Abreiſe ſchon um einen Tag verſchieben, denn unmöglich konnte ich es mir verſagen, einen Zuſchauer bei ſolch einer wunderbaren Sache abzugeben. Mit größter Ungeduld wünſchte ich mir den folgenden Nachmittag herbei. Die ganze Nacht hindurch träumte ich nur von magnetiſiren und magnetiſirt werden und am folgenden Tage wollte es mir bedünken, als wäre mir noch nie in meinem Leben die Zeit ſo lang geworden.

Endlich! — es ſchlug halb drei. Ich enteilte dem Gaſthauſe und lief mehr als ich ging dem Hauſe zu, welches mir als die Wohnung der Somnambüle Henriette Hildesheim bezeichnet war.

Ich trat in das Haus. Hier empfing mich

eine Frau, die etwa vierzig Jahre alt sein mochte. „Zu wem wünschen Sie, mein Herr?" fragte sie mich, indem sie mich prüfend von oben bis unten besah.

„Wenn ich recht vernommen habe, befindet sich in diesem Hause ein junges Mädchen, das jeden Nachmittag in einen magnetischen Schlaf verfällt."

„So ist es, mein Herr! Ja, leider! der Himmel hat uns hart heimgesucht. Denken Sie sich das Unglück, ein krankes Kind zu haben, bei dem man Tag und Nacht aufwarten und so Alles verabsäumen muß, wodurch man sich den Lebensunterhalt erwerben könnte."

„Ist denn Ihre Tochter so krank?"

„Ja, gewiß! Und wir sind arme Leute, die nur von ihrer Hände Arbeit leben. Aber redlich und rechtlich haben wir uns durchgeschmissen mit unserer Hände Arbeit. Doch seit unsere Tochter das große Unglück betroffen hat, da will's nicht mehr vorwärts. Zwar kommen oft Fremde zu uns und gehen nie wieder hinweg, ohne uns etwas verehrt zu haben — aber die

Lebensbedürfnisse sind zu theuer. Und was ein krankes Kind kostet, das weiß der Herr wohl selber."

Der ergreifende Ton, mit dem die Frau diese Worte aussprach, die Thränen, welche über ihre Wangen rollten, erschütterten mein Innerstes. Ich griff in die Tasche und gab einen Thaler hin, worauf ich fragte, ob ich während des Schlafes des Mädchens zugegen sein dürfte.

„Von Herzen gern, gütiger Herr!" entgegnete freundlich die Frau und führte mich in die Stube. Hier fand ich einen Mann von etwa fünfundvierzig Jahren, ein Mädchen und einen Knaben, der etwa zwölf Jahre alt sein mochte.

Das Mädchen war die Somnambüle selbst. Sie saß in einem Lehnstuhle, erhob sich bei meinem Eintreten ein wenig, sank aber sogleich unter Zeichen großer Schwäche und Erschöpfung wieder auf ihren Sitz zurück. Der Mann, dessen ich erwähnte, war ihr Vater und der Knabe ihr Bruder. Während ich den Vater begrüßte und dann über einige gleichgültige Gegenstände mit ihm sprach, waren meine Augen fortwährend

auf das Mädchen gerichtet. Mitleid und Staunen fesselten meinen auf sie gerichteten Blick. Das Mädchen schien früher schön, vielleicht sehr schön gewesen zu sein und ihr Angesicht hatte noch immer etwas Anziehendes und Fesselndes, wenn gleich die Züge etwas zu sehr in die Länge gezogen schienen. Todtenblässe bedeckte das ganze Gesicht und weder die unendlich zarten Augenlieder, noch die schmalen Lippen zeigten eine andere Farbe. Die Nase war sehr spitz und dünn, das dunkelblaue Auge hatte einen feuchten, schwärmerischen Glanz und die dünnen, blonden Haupthaare fielen in einigen nachlässigen Locken herab.

Noch nicht lange war ich dagewesen, als sich das Mädchen auf ein Sopha legte und mit einer Decke zudeckte, indem sie vorgab, daß ihr unwohl werde.

„Ich gehe," lispelte ihr Vater mir zu, „denn ich bin unfähig, den traurigen Zustand meiner Tochter zu sehen, welchen Sie sogleich kennen lernen werden. Wenn Alles vorüber ist, werde ich wieder zu Ihnen kommen."

Von Herzen bedauerte ich den unglücklichen

Vater, der mir traulich die Hand drückte und dann das Zimmer verließ. Ich sah, daß das Mädchen mit halbgeöffneten Augen dalag und ihr Bruder vor ihrem Lager saß. Neben diesen letztern stellte ich mich und fragte das Mädchen: „Wie ist Ihnen?"

„Sehr schlecht," lautete die Antwort. „Ich fühle eine ungemeine Schwäche. Es ist mir, als müßte ich schlafen und dabei kommt es mir vor, als schwebe ich in der Luft und sähe von einer schwindelnden Höhe herab auf die Erde hinunter. Fragen Sie nicht weiter — das Reden — wird mir — zu sauer."

Ich schwieg und sah das Mädchen aufmerksam an. Sie schloß ihre Augen, zuckte einige Male heftig zusammen und lag dann dem Anscheine nach in einem sanften Schlummer. Die Uhr des Rathhauses schlug drei. Das Mädchen reckte die rechte Hand aus und schien etwas zu greifen und festzuhalten. „Nun habe ich meinen Schutzgeist," sagte sie plötzlich, „er ist heute sehr freundlich mit mir und Du kannst

mich immerhin fragen, Georg, wenn Du etwas wissen willst."

„Weißt Du, wer jetzt vor unserm Hause vorübergeht?" fragte ihr Bruder Georg mit einer lauten und sehr deutlichen Stimme.

„Der Herr Consistorialrath R. und der Herr Regierungsrath F." entgegnete das Mädchen; „beide kommen herein."

Diese Antwort überraschte mich, denn das Mädchen lag mit vom Fenster abwärtsgewandten Angesichte und konnte auf keine Weise sehen, wer vor dem Hause vorbeigehe, und dessenungeachtet hatte sie die Wahrheit gesagt, denn die genannten beiden Männer traten kurz darauf ein. Auffallend war es mir auch gewesen, daß die Bewegungen, welche die Somnambüle beim Sprechen mit den Lippen machte, gar nicht zu den ausgesprochenen Worten zu passen schienen. Sie bewegte die Lippen fortwährend so, als spräche sie nur Lippenbuchstaben aus, während doch die beiden Namen, welche sie genannt, ganz ohne Lippenbewegung ausgesprochen werden konnten. Zudem bewegte sie die Lip-

pen bereits früher, ehe ich noch Töne vernahm, und bewegte sie noch fort, als sie bereits nichts mehr sprach. Allein das ganze Hellsehen ist ja eine so wunderbare Sache, daß ich solche kleine Sonderbarkeiten noch gar nicht in Anschlag bringen konnte. Die Hellsehenden schmecken, riechen und sehen mit andern als den gewöhnlichen Organen, warum sollten sie nicht auch ihre Sprache auf eine andere als die gewöhnliche Art hervorbringen.

Meine Aufmerksamkeit ward dann einen Augenblick von den beiden Eintretenden in Anspruch genommen, welche von der Mutter der Somnambüle hereingeführt wurden.

„Der Schlaf hat schon begonnen, wie ich sehe," sagte der Consistorialrath. „Ist es schon über drei Uhr?"

„Ich werde meine Schwester fragen," versetzte Georg.

Auf seine Frage erfolgte die Antwort: „Es wird nach der Rathsuhr sogleich ein Viertel auf Vier sein."

Wirklich hatte die Somnambüle kaum ihre Worte beendet, als es ein Viertel ſchlug.

Dann fuhr die Somnambüle fort: „Mein Männchen führt mich mit ſich fort in das Reich der Geiſter. O, wie wunderbar ſolch eine Reiſe iſt! Ein Augenblick und man iſt in unendliche Fernen verſetzt. Arme Menſchen, die Ihr ſeid! Blitzesſchnelle ſagt Ihr, um eine ungemeine Geſchwindigkeit zu bezeichnen. Aber die Schnelligkeit des Blitzes verhält ſich gegen die Schnelligkeit der Geiſter kaum ſo, wie ſich die Geſchwindigkeit einer Schnecke gegen die des Blitzes verhält. Mein Körper liegt hier; mein Geiſt läßt ſeine Stimme aus dieſem Körper erſchallen, denn wenn er ſeine Worte nicht verkörperte, ſo würdet Ihr ſie mit Euern irdiſchen Ohren nicht zu hören vermögen — aber dennoch iſt mein Geiſt jetzt Millionen Meilen von hier. Mein Männchen ſagt mir, daß er einſt auch ein Menſch geweſen ſei, wie ich, und daß er bald auf ewig bei mir, oder vielmehr ich auf ewig bei ihm ſein würde. Dann bin ich nicht mehr bei Euch, aber Ihr werdet Euch tröſten,

denn ich werde glücklich sein. Es müssen unendliche Räume sein, die ich jetzt durchschwebe. Ich bin da, wo alle Menschen nach dem Tode des irdischen Lebens hingelangen, um einer größeren oder minderen Seligkeit zu genießen, je nachdem sie sich derselben hier würdig gemacht haben."

Ich wünschte zu wissen, wo diese unendlichen Räume, der Aufenthalt unserer abgeschiedenen Geister, zu suchen sein möchte. Georg legte seiner Schwester diese Frage vor.

„Wir bleiben zunächst innerhalb unsers Sonnensystems," lautete die Antwort. „Um befriedigende Aufschlüsse zu geben, muß ich zuvor erwähnen, daß in unserer Nähe noch Weltkörper sind, von denen sich unsere Gelehrten nichts träumen lassen. Um die unendlich große Sonne, die in des Weltalls Mitte fest und unerschütterlich steht, wo des Ewigen Thron ist und alle Menschen und Thiere, alles Lebende, bis auf des geringsten Mooses und Grashalmes Seele versammelt wird, drehen sich Millionen Körper, die von ihr Glanz und Wärme

empfangen. Um jede dieſer Sonnen zweiten Ranges drehen abermals ſich Millionen Sonnen dritten Ranges. Eine dieſer Sonnen dritten Ranges iſt das Geſtirn, welches wir unſere Sonne nennen. Um dieſe drehen ſich unſere Planeten und Kometen in unzählbaren Maſſen und unendlichen Bahnen. Monde drehen ſich wieder um dieſe, und um die Monde abermals kleinere Körper, die uns noch unbekannt ſind, weil ſie zu klein, als daß wir bei ihrer Entfernung ſie ſehen könnten. Auf dieſen kleinern Welten ſind die Uranfänge alles Lebens. Dort iſt unendliches Entſtehen und Werden. Aber nur kurz iſt dort das Leben, im Verhältniſſe ſtehend mit der kurzen Bahn der Welten. Von dieſen Monden der Monde kommen die Seelen auf die Monde in neue Körper, verleben dort ein neues, etwas längeres Leben und kommen zu noch längerem auf die Planeten und Kometen. Bei dieſen Wanderungen von einem Körper auf den andern, aus einem Körper in den andern, zeigt ſich die Gerechtigkeit des All-Lenkenden, denn die neue Lage,

in die wir kommen, ist um so herrlicher, je verdienter wir uns in der frühern machten. Die Geringen und Dürftigen auf dieser Welt sind jene, welche in dem früheren Leben zu träge waren, an ihrer Besserung zu arbeiten. Sie werden es in dem nächsten Leben besser oder schlechter haben, je nachdem sie hier sich bestrebten, besser zu werden oder noch mehr in den Pfuhl der Sünden versanken. Die nächste Wanderung von den Planeten und Kometen geht nach der Sonne. Dort sind wir uns schon unserer verschiedenen frühern Leben bewußt und sehen ein, warum wir auf dem einen oder dem andern Weltkörper in untergeordneten Verhältnissen leben mußten. Von hier geht es auf eine Sonne zweiten Ranges und dann zuletzt in die Ursonne, wo Alles vereinigt wird, wo alles Leben aus allen den verschiedenen Sonnensystemen zusammenkommt."

Ich wünschte zu wissen, worin unsere Beschäftigung in den spätern Leben bestände und wie sich die zu erwartende Seligkeit äußere.

Als Georg seiner Schwester diese Frage vorgelegt hatte, antwortete sie:

„Ich sehe und fühle in diesem Augenblicke deutlich die Art der verschiedenen Seligkeiten, aber Euch kann ich sie nicht deutlich machen. Ihr versteht nur irdische Worte und diese reichen nicht hin, das zu beschreiben, was ich sehe und fühle. Es müßten erst neue Worte erfunden werden und selbst diese neuen Worte würden noch nichts vermögen, so lange Ihr unfähig seid, Begriffe mit denselben zu verbinden. Könntet Ihr aber auch wirklich die Zustände des andern Lebens begreifen, so wäre Euch damit nicht nur nicht gedient, sondern Ihr würdet nur unglücklich werden, und es ist für mich noch bei allen meinen Leiden ein großes Glück, daß ich im wachen Zustande nichts von dem weiß, keine Erinnerung von dem habe, was ich jetzt sehe und begreife."

Ich wünschte weiter zu wissen, womit das Mädchen beweisen könne, daß sie wirklich eine Somnambüle sei.

„Ich werde mein Männchen darum bitten,

mir einen Beweis zu sagen," entgegnete sie, „denn für jetzt weiß ich nicht, womit ich beweisen soll, daß ich keine Betrügerin bin, obwohl mir dieser Verdacht sehr wehe thut."

Nach einer Weile, während der ich wohl gesehen hatte, wie sich die Lippen des Mädchens bewegten, aber kein Wort vernahm, sagte sie:

„Mein Männchen ist sehr ungehalten über solchen irdischen Fürwitz, wie er es nennt, indeß will er doch dieses Mal willfahren, um Euch zu überzeugen. Seht zum Fenster hinaus: auf des Nachbars Dache sitzen zwei Tauben, welche sich schnäbeln."

Wir wandten uns um und befanden die Sache richtig.

„Jetzt fliegen die Tauben hinweg."

Es war auch wieder wahr.

„Vor dem Hause sitzen drei Sperlinge und fressen ausgestreuten Hafer."

Da das Fenster hoch war, mußten wir näher heraantreten, um auf die Straße hinabsehen zu können. Wir thaten es und erblickten

wirklich die drei Sperlinge, welche verstreute Haferkörner auflasen.

Unsere Verwunderung war auf das Höchste gestiegen. Wir konnten nicht länger an dem Hellsehen des Mädchens zweifeln und traten wieder ihrem Lager näher, indem wir es erstaunt anblickten. Das Mädchen zuckte jetzt mit dem ganzen Körper und sagte dann: „Für heute ist es mit meinem Hellsehen vorüber. Mein Männchen will nicht länger bleiben, hat mir aber versprochen, morgen Nachmittags Punkt drei Uhr sich wieder bei mir einzufinden. Er will dann in das Innere unsers Erdball's mit mir hinabsteigen."

Das Mädchen öffnete darauf die bisher fest zugehaltene rechte Hand und schien in einen ruhigen Schlaf zu verfallen. Kurz darauf traten die Eltern des Mädchens ein und besonders der Vater drückte seine Zufriedenheit aus, daß der Anfall vorüber sei. Wir sprachen noch Manches, was zwar auf die Somnambüle Bezug hatte, aber dennoch zu gleichgültig war, um hier wiederholt zu werden.

Nach einer Viertelſtunde ſchlug Henriette die Augen auf, blickte in der Stube umher und ſchien beſonders verwundert, als ſie Fremde gegenwärtig ſah. Mit einem Anſcheine von Verſchämtheit bog ſie ſich etwas zurück auf ihrem Lager und zog die Decke weiter über ſich. Ich fragte ſie, wie ſie ſich befinde, worauf ſie entgegnete, daß ſie eine große Schwäche fühle und betäubende Kopfſchmerzen habe. Auch ſchien ſie es ungern zu ſehen, daß man Fragen an ſie richte, weßhalb ich auch mich bald wieder von ihr entfernte, nachdem ich nochmals ihre bleichen, leidenden Züge mit Aufmerkſamkeit betrachtet hatte.

Wir verließen das Haus. Auf dem Rückwege erfuhr der Conſiſtorialrath meinen Namen und lud mich zu einem Abendbrode ein. Ich nahm dieſe Einladung um ſo freudiger an, da ich einestheils dadurch Gelegenheit bekam, einen ſo geachteten und allgemein bekannten Mann, wie der Conſiſtorialrath R. iſt, näher kennen zu lernen, und anderntheils die Geſellſchaft, welche ſich in dem Gaſthauſe, in dem ich war, ver-

ſammelte, zu wenig Anziehendes für mich hatte. Bot ſich doch vielleicht nun auch eine Gelegenheit für mich dar, mit einem gebildeten Manne über die Henriette Hildesheim und über Somnambulismus im Allgemeinen zu ſprechen.

„Was halten Sie von unſerer Somnambüle?" fragte der Conſiſtorialrath.

„Wenn ich offen geſtehen ſoll, was ich denke, ſo muß ich bekennen, daß ich wenig befriedigt bin. Ich hatte gedacht, wunderbarere Geſchichten zu ſehen und zu hören!"

„War es nicht auffallend genug, daß das Mädchen von den Tauben und Sperlingen Kenntniß hatte, ohne dieſelben ſehen zu können?"

„Wohl mochte es auffallend ſein und dennoch — ich weiß nicht wie es kommt — aber das Ganze ſcheint mir jetzt Betrug, eine verunglückte Nachäffung der aus der Abendzeitung bekannten Geſchichte von Richard Görwitz."

„Vielleicht erinnerte Sie der Ausdruck „mein Männchen" an jenen Knaben?"

„Nicht der bloße Ausdruck, sondern noch manches Andere. So z. B. das Vorgeben, das Männchen erst befragen zu müssen, um eine gegebene Frage beantworten zu können; daß auch die Pflanzen eine Seele haben; daß wir uns in dem nächsten Leben unsers frühern Daseins erinnern können ꝛc. Nur gestaltet sich in den Worten des Knaben Görwitz Alles poetischer und anmuthiger. — Sollte man aber wohl annehmen können, daß eine Somnambüle wirklich die Wahrheit von dem Leben nach dem Tode oder von andern Weltkörpern verkündigt?"

„Ich bezweifele das sehr," entgegnete der Consistorialrath, „wenigstens müßten, wenn das der Fall wäre, alle Somnambülen dasselbe verkündigen. So aber finden wir doch, daß die meisten wesentlich von einander in ihren Angaben abweichen. Ich bin vielmehr der Meinung, daß den Äußerungen der Somnambülen stets der Grad ihrer Kenntnisse, so wie die Art ihrer Ausbildung und Meinungen zu Grunde liegt. Das Beispiel des Richard Görwitz, den Sie vorhin erwähnten, mag meinen Ausspruch be-

weiſen. Von dieſem Knaben giebt ſein Bruder, der die Geſchichte deſſelben der Öffentlichkeit übergeben, beſtimmt an, er habe ſich am liebſten mit der Lectüre gefälliger Kinderſchriften beſchäftigt, die ſtets in reicher Auswahl ſein Lager bedeckt hätten. Gerade ſo aber, wie die Mährchenwelt in Kinderbüchern, erſcheint auch die Welt, in der ſich der Knabe in ſeinem magnetiſchen Schlafe befindet. Sein erſter Schutzgeiſt iſt eine ſchwarze ritterliche Geſtalt aus dem 30jährigen Kriege, ein Ahne ſeiner Familie, der in der Schlacht gefallen und dann in den Mercur verſetzt iſt. Dann beginnt gär ein Kampf zwiſchen den weißen und ſchwarzen Geiſtern, die ſchwarzen werden geſchlagen und der neue Schutzgeiſt iſt eine weiße Geſtalt, recht idealiſch und mährchenartig mit einem blitzenden Krönchen ausgeſtattet. Er hat auch einen Namen, wie er nicht ſchönklingender hätte gewählt werden können, denn er heißt Aſtramonika. Noch idealiſcher iſt das Männchen ein andermal herausgeputzt: das weiße magiſche Gewand ſchmücken dunkele Streifen, auf der Krone ſchimmern große Diamanten, aus denen ein hel-

les Licht ſtrömt, zur Seite wehen blaue Federn herab. — Die Geſchichte einer andern Somnambüle habe ich ebenfalls kürzlich geleſen. Sie führt den marktſchreieriſchen Titel: „Reiſen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geſchichte einer Somnambüle in Weilheim an der Teck im Königreiche Würtemberg, in den Jahren 1832 und 1833. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenſeits wichtige Aufſchlüſſe finden werden.“ Von dieſer Somnambüle, ebenfalls einem Mädchen, Namens Philippine Demuth Bäuerle, meldet der Verfaſſer in der Einleitung, daß ſie Geſellſchaften und Luſtbarkeiten nie vorzüglich geliebt habe, für alles Religiöſe jederzeit eine beſondere Vorliebe bezeugte, die öffentlichen Gottesdienſte ſehr fleißig beſuchte, gern in der Bibel und Arndt's wahrem Chriſtenthume las, fleißig betete ꝛc. Es läßt ſich muthmaßen, obwohl dieſes nicht mit beſtimmten Worten ausgeſprochen wird, daß ſie eine religiöſe Schwärmerin war, und demgemäß waren auch die Phantaſieen ihres ſomnambülen Zuſtandes. Sie macht während deſſelben angeblich

Reisen nach verschiedenen Weltkörpern, aber beschreibt den einen eben so wie den andern, das heißt frömmelnd, aber abgeschmackt und fade. Überall findet sie Städte, deren Namen der Bibel entlehnt oder doch biblischen Namen nachgebildet sind. Eine Stadt im Monde heißt Gethsemane, eine andere Bethusalem, ein Berg daselbst Sinao, eine Stadt im Mercur Isaisalem, eine andere Jeremia ꝛc."

„Schade, daß man diese Somnambüle nicht gefragt hat, ob etwa überhaupt auf den andern Gestirnen hebräisch gesprochen wird," warf ich ein.

„Das wäre ein Unglück für uns," bemerkte der Consistorialrath lachend, „denn Sie müssen wissen, daß wir nach dem Tode, wenn wir nicht für den Ort der Unseligen verdammt sind, jene verschiedenen Gestirne durchwandern müssen, dort zu singen, zu beten, in die Schule zu gehen, bis wir endlich so weit in unserer Vollkommenheit sind, daß wir endlich selbst als Lehrer auftreten können. Das ganze Leben nach dem Tode besteht nach den Angaben dieser Somnam-

bäle nur im Singen, Lernen und Lehren. Das Lernen wollte ich mir gern gefallen laſſen, wenn es darauf ankäme, die Herrlichkeiten der Welten kennen zu lernen, aber leider! geht deutlich genug hervor, daß es nur in einer Art Katechismenlernen, wie in den Dorfſchulen Mode iſt, beſteht. So antwortet ſie, nach der Beſchäftigung der Seligen gefragt, S. 59: „Dieſe Frage iſt mir wie überflüſſig. Sagte ich nicht ſchon öfters, daß das Geſchäft der Seligen nichts Anderes ſei, als Singen, Beten, Gott, ſeinen Sohn und den heiligen Geiſt verehren und lernen? Dieſes hört in ewige Ewigkeiten nicht auf. Wirklich ſingen ſie das Lied: „Herr Zebaoth, dich loben wir ꝛc.“ Die Lehrer ſtehen obenan und ſind die Vorſänger.“ Und ſo geht es das ganze Buch hindurch. Es werden Reiſen nach dieſem und jenem Sterne angeſtellt, aber eine Reiſe gleicht der andern auf das Genaueſte, und wer das Buch vom Anfange bis zum Ende durchleſen wollte, müßte eine unendliche Geduld beſitzen.“

„Wenn das Leben der Seligen nicht anders iſt, ſo möchte ich auf die Seligkeit verzich-

ten," entgegnete ich, „und es eben so machen wie Hans von Hakelberg, dem sein Beichtiger, als er auf dem Sterbebette lag, den Himmel auch auf eine Art ausmalte, die mit seinen Wünschen nicht übereinstimmte. Er sagte darauf, daß er auf die Seligkeit verzichten wolle, wenn er nur ewig jagen könne, und so zieht er denn noch als wilder Jäger durch die Lüfte. Und wahrlich, wenn es mir vergönnt wird zu wählen, so will ich lieber mit Tut-Urseln in alle Ewigkeiten allnächtlich durch die Lüfte ziehen, als in der himmlischen Seligkeit ewig auf den Schulbänken sitzen."

„Wir sehen aber," nahm der Consistorialrath wieder das Wort, „daß die Aussprüche der Somnambülen stets mit ihrem Leben und ihren geistigen Fähigkeiten übereinstimmen. Die schwäbische Somnambüle, die voll Andacht stets des Schulmeisters Worten gelauscht, die über Gesangbuch, Katechismus, Arndt's wahres Christenthum ꝛc. nicht hinausgekommen war, konnte auf keine andere Weise phantasiren. So sind auch die Träume stets Repräsentanten der geistigen Bil-

dung und Richtung des Träumenden. Und das bringt mich dahin, die Anſicht aufzuſtellen, daß der Somnambulismus ein beſonders ausgebildeter und geſteigerter Traum iſt."

„Ich bin von der Richtigkeit Ihrer Meinung überzeugt," entgegnete ich, „und glaube ſogar die verſchiedenen Grade des höher ausgebildeten Traumes und der Träume überhaupt feſtſtellen zu können. Auf der unterſten Stufe ſtände demnach der gewöhnliche Traum, wie er faſt bei jedem Menſchen und in jeder Nacht ſich einſtellt. Die Seele führt dem innern Auge Bilder aus dem frühern Leben vor, verbindet ſie aber ſo wunderlich und fügt manches Neue dazwiſchen, daß man glauben könnte, völlig neue Scenen zu ſehen und erſt nach vielem Sinnen die Bruchſtücke aus dem früher Gethanen, Geſehenen, Gehörten und Geleſenen zuſammenfindet, aus denen der Traum zuſammengewürfelt war und die gleichſam das Thema zu der Traumphantaſie abgaben. Gefühl, Erinnerung und Phantaſie wachen im ſchlafenden Körper. Ein

höher ausgebildeter Grad des Traums wird dann schon der sein, wo zu den bisherigen Kräften das Ahnungsvermögen hinzutritt: der prophetische Traum. Dieser prophetische Traum erscheint bei allen Menschen bisweilen, am häufigsten aber bei denen, deren höhere Seelenkräfte, Vernunft und Verstand, am wenigsten ausgebildet sind. Solche Menschen träumen nicht nur am häufigsten, sondern träumen auch Dinge, welche noch geschehen sollen, am richtigsten vorher, denn die niedern Seelenkräfte — Gefühl, Ahnungsvermögen, Phantasie — treten bei ihnen stärker hervor, sind überwiegender. Daher treffen die Träume der Frauen eher ein, als die der Männer; daher möchten wohl die merkwürdigen Geschichten von Träumen aus minder cultivirten Zeitaltern, aus Zeiten also, wo die niedern Seelenkräfte überhaupt noch prädominirten, nicht ganz und unbedingt als Fabeln zu behandeln sein. Ein noch höher ausgebildeter Grad der Träume ist der, wo der Geist völlig den Körper beherrscht, wie sonst im wachenden Zustande der Fall ist, wo also der Schlafende aufsteht,

herumwandelt und verschiedene Geschäfte verrichtet. Diese Erscheinung, die man Nachtwandeln, Schlafwandeln oder Traumwandeln nennt, ist es auch, der eigentlich die lateinische Benennung Somnambulismus zukommt, welche man dann auch für die problematischen Zustände des thierischen Magnetismus überhaupt anwandte. Noch höher gesteigert erscheint dieser Somnambulismus in den Fällen, welche in unserer Zeit so viel Aufsehen erregen, wo der Schlaf ein Wachen zu sein scheint und der Schlafende mit besondern, von den gewöhnlichen abweichenden Sinnen wahrnehmen kann. Auffallend ist dabei, daß, je höher der Traumzustand ausgebildet, desto weniger die Person nach ihrem Erwachen davon weiß, während man sich der gewöhnlichern, minder ausgebildeten Träume meist entsinnen kann."

„Es giebt noch viele andere wunderbare Erscheinungen dabei," erwiderte der Consistorialrath, „und meine Hoffnung, mein Glaube ist es, daß wir über dieses, so wie über das Meiste, was wir gern erforschen möchten, aber nicht

vermögen, in einem Leben Jenseits die Aufschlüsse zu hoffen haben. Warum sollte der Ewige, der Allgütige diesen heißen Durst nach Wissen in uns gepflanzt haben, wenn er nicht einst befriedigt werden sollte? Vielleicht erreichen wir dort das Ziel, zu dem wir hier streben; vielleicht beruht Lohn und Strafe eben in der Erreichung des Zieles, welches wir hier wünschen, denn je vollkommener wir hier werden, desto herrlicher ist das Ziel, welches wir wünschen, desto mehr Fähigkeit haben wir, ein edleres Ziel zu denken." —

Ich ließ mich bewegen, meinen Aufenthalt in S..., den ich schon um einen Tag verlängert hatte, noch um einen Tag weiter auszudehnen. Wir wollten den nächsten Tag noch einmal die Somnambüle besuchen und ihre angekündete Reise in das Innere unsers Erdballs mitmachen. Vielleicht wurde ja meine Neugierde mehr befriedigt, als das erstere Mal der Fall gewesen war.

Noch hatte es am folgenden Nachmittage nicht drei Uhr geſchlagen, als wir bereits in das Hildesheimſche Haus traten. An der Stubenthür bemerkten wir dieſes Mal eine große Büchſe und darüber einen Zettel, auf dem mit ungeheuern Buchſtaben ſtand: **Beiträge für die unglückliche Somnambüle Henriette Hildesheim.** Alſo hatte noch klarer, daß die Leute ihr Kind für Geld ſehen ließen. Kaum konnte ich vermeiden, meine Verwunderung auszuſprechen, warum ſie nicht in der Welt herumzögen, Jahrmärkte beſuchten und einen Bajazzo ausrufen ließen: „Hier iſt die merkwürdige Somnambüle zu ſehen, die in den Mond reiſen kann und allwiſſend iſt," oder was ſich ſonſt noch ſagen ließe.

Noch mehr ſteigerte ſich unſere Verwunderung, als wir in die Stube traten und dieſe mit Fremden überfüllt erblickten. Wem S... bekannt iſt, der weiß, daß zwei ſehr lebhafte Straßen durch dieſes Städtchen gehen und die Gaſtwirthe daher dort die beſte Einnahme haben. Alle jene Gaſtwirthe aber, welche die Markt-

straße entlang wohnen, schienen heute ihre Fremden hierher ausgespieen zu haben, wie jener Wallfisch einst den Propheten.

Henriette legte sich in ihr Bett. Es versteht sich von selbst, daß sie sich nicht vorher entkleidete, aber es war mir doch ein unangenehmer Umstand, und ich fühlte eine schamhafte Beklemmung meiner Brust, als ich sah, daß ein junges Mädchen sich in Gegenwart so vieler Männer — fremder Männer — niederlegte.

Nicht lange dauerte es, und sie fing an mit den Mundwinkeln zu zucken, die Augen zu verdrehen, dann alle Glieder zu verrenken und zuletzt die Augen zu schließen. Wenige Minuten noch und sie reckte ihre rechte Hand aus, um nach einem unsichtbaren Gegenstande zu greifen, und rief aus: „Nun habe ich meinen Schutzgeist. Er ist so schön, so von himmlischem Lichte umflossen — aber ich sehe Betrübniß auf seinem Antlitze. Nun hat er mir die Ursache seiner Trauer entdeckt. Es sind Ungläubige in dem Zimmer, die nur gekommen sind, über Gottes unergründliche Geheimnisse zu spotten und es

fehlt mir daher heute die wahre Gabe des Hellsehens."

Nach einer Pause fuhr sie fort: „Mein Männchen hat seinen rosenfarbnen Mantel um mich gehüllt, damit ich weniger von der irdischen Welt abhängen möge und ich werde daher dennoch die Herrlichkeiten und Wunder sehen, welche mein Schutzgeist mir zeigt, wenngleich mir die Gabe in die Zukunft zu sehen nur unvollkommen sein wird.

Ach! das ging schnell — und dennoch so sanft! Es ist mir, als wäre ich nur einen Zoll tief gesunken, aber mein Männchen sagt mir, wir wären dreißig Meilen tief hinabgefahren. Nur dreißig Meilen dick ist die Erdrinde — an manchen Stellen eine halbe Meile dicker oder dünner, das macht wenig aus und ist nicht von Belang.

Wie wonnig es hier ist! Eine ganze Welt in unserer Erde! Sonnen, Planeten und Monde! Einen ungeheuern Raum sind wir durchschwebt und auf der Hauptsonne angekommen. Da giebt es Wälder, aber die Bäume sind von Smaragden, Berge von Gold, Flüsse

von Diamanten. Nur sehe ich noch keine Menschen. Mein Männchen erzählt mir eben, es gäbe hier keine Menschen, sondern andere lebende Wesen. Er will mich zu ihnen führen. Wir kommen vor einem Goldgebirge an. Mit irdischen Augen vermöchte Niemand solche Pracht und solchen Glanz anzusehen. Nur mit den Augen des Geistes ist es möglich, denn diese können nicht geblendet werden. Da ist ein Eingang in den Berg. Wir steigen tief hinab, unendlich tief, aber bedürften selbst bei irdischen Augen keines Lichtes, denn hier leuchtet und glänzt Alles. Die Hauptmasse des Gebirges besteht aus Gold und dazwischen sind Adern von Diamant und anderm kostbaren Edelgestein.

Zu meinen Ohren dringt ein Hämmern, wie aus einer Werkstatt. Ach! da sehe ich die Werkstatt schon. Hunderte kleiner Wesen, dem Menschen ähnlich an Gestalt, aber von feinerm, ätherischen Stoffe scheinend, sind emsig beschäftigt, die Gluth der Schmiedeessen anzufachen, die Massen zu glühen, auf goldenen Ambossen zu verarbeiten. O Wunder! es sind Diaman-

ten, die ſie ſchmieden, die ſie verarbeiten zu leuchtenden Kronen, die ſie höhlen zu prachtvollen Pokalen. Das ſind die Elfen, ſagt mir mein Führer. Sie ſind geſchäftig, denn morgen iſt Elfenkönigs Geburtstag und da bringt Jeder der Unterthanen ein kunſtvoll gearbeitetes Geſchenk mit. Der Stoff hat keinen Werth hier. Wenn auch eine einzige ſolche Krone auf der Welt alle Königreiche aufwiegen würde, hier iſt der Stoff gemein, nur die Kunſt giebt ihm den Werth.

Mein Führer ſagt mir, die Elfen hätten einſt auf unſerer Erde gewohnt. Sie waren da, ehe es Menſchen gab und ſie liebten ſpäter das Menſchengeſchlecht, weil es Ähnlichkeit mit ihnen hatte an Geſtalt. Sie lehrten ihm manche Künſte, aber nur Undank war ihr Lohn. Da ſehnten ſie ſich endlich fort von der Erde und Elfenkönig brachte dem Urvater ſeine Klagen und Bitten dar. Aber Urvater dehnte die Erde, dehnte ſie weiter und weiter, bis in ihr ein neuer Weltenraum ſich bildete. Und in dem Raume ſchuf er die neuen Welten für der

Elfen betriebsam Völkchen und vereinigte hier fast alles Edelgestein und edles Metall, das die Erde früher gehabt, denn die Elfen liebten diese edlen Massen nicht aus Geiz, um ihres eingebildeten Werthes willen, sondern weil sie geeignet, den Kunstsinn daran zu üben. Mein Führer zeigt mir des Königs Palast. Von Diamant gebaut, schillert er in tausend Farben. Kurzsichtige Menschen, Ihr denkt, es sind weiter keine Farben möglich, als die Ihr kennt! — O, könntet Ihr nur einen Blick in dieses Wunderwerk thun!

Der Elfenkönig sieht einem Greise ähnlich, aber aus seinen Augen leuchtet ein jugendliches Feuer. Eine ehrwürdigere Gestalt sah ich nimmer. Er begrüßt mich. Er reicht mir seinen Pokal. Es ist lauter Gold, das ich trinke. Ha, wie es mich berauscht! Ich darf nicht länger weilen, meint mein Führer, weil ich sonst nimmer wieder glücklich sein würde. — Wir durchschweben abermals die Räume, in denen diese reizenden Gestirne schwimmen. Hier wechselt nie Tag und Nacht, hier ist stets die freund-

lichste Morgenröthe. Hier ist keine Hitze, kein Frost — nur die sanfte, laue Luft eines heitern Frühlingstages.

Da bin ich wieder. Gern wäre ich ewig in der Elfen entzückenden Welten geblieben. So schön ist es selbst in den Wohnungen der Seligen kaum. Aber die Elfen sind ja Selige, denn sie sündigten nie, sondern liebten stets nur Tugend und Fleiß.

Mein Männchen verläßt mich. Morgen will er wiederkommen und mir die Gabe verleihen, im Buche der Zukunft und der Vergangenheit deutlich zu lesen. Aber Niemand soll zugegen sein, der ein Zweifler ist."

„Läßt sich Dein Männchen nicht noch ein wenig zurückhalten?" fragte der Bruder des Mädchens.

„Ich will sehen. — Ja, er will noch ein wenig bleiben."

„Ich sehe dort den Briefträger eintreten," fuhr Georg fort; „willst Du uns nicht sagen, ob der Inhalt des Briefes derartig ist, daß Du ihn laut vorlesen kannst?"

„Will mein Männchen fragen. — Mein Männchen saxt mir, daß der Inhalt des Briefes mich betrifft und Jeder ihn hören kann."

Georg nahm den Brief, legte ihn uneröffnet auf die Decke, unter welcher die Somnambüle lag, bat einen Anwesenden, das nachzuschreiben, was seine Schwester vorlesen würde, worauf er diese ersuchte zu lesen.

Die Somnambüle las den Brief vor. Ein Anwesender schrieb nach. Der Brief war von einem Verwandten geschrieben, der in einer benachbarten Stadt wohnte und sich nach Henriettens Gesundheit erkundigte. Als sie geendet hatte, wurde der Brief umhergezeigt, damit sich Jeder vergewissern könne, daß er noch unerbrochen sei. Dann erst wurde er erbrochen und man überzeugte sich, daß die Somnambüle Wort für Wort richtig gelesen habe. Allgemeines Staunen wurde laut, der Eine machte dem Andern seine Verwunderung bemerklich.

„Nun will mein Männchen nicht länger bleiben," versetzte darauf die Somnambüle und öffnete ihre Hand. Bald darauf öffnete

ſie auch die Augen ein wenig, blickte ſcheu um ſich, ſchloß dann die Augen wieder und verfiel in einen ſanften Schlummer. Die Anweſenden verloren ſich allmählig und auch ich entfernte mich mit dem Conſiſtorialrathe. Es that mir leid, daß ich dieſes edlen Mannes Geſellſchaft mich nicht länger erfreuen konnte, denn wenige Stunden ſpäter ging eine Poſt nach meiner Heimath ab, und ich durfte mich nicht länger verweilen; aber er hatte mir auch verſprochen, daß er mir von Zeit zu Zeit Nachricht über die Somnambüle geben wolle.

Vierzehn Tage ſpäter empfing ich ſchon einen Brief von dem Conſiſtorialrathe. Dieſer Brief enthielt in Bezug auf die Henriette Hildesheim Folgendes:

S..., den 20. November 1837.

Der p. Hildesheim, der Vater der Somnambüle, iſt ſeiner Profeſſion ein Uhrmacher. Als er ſich vor etwa zwanzig Jahren in unſerm S... niederließ, ging der Ruf

einer großen Geschicklichkeit vor ihm her, und er hatte einen ausgezeichnet guten Verdienst. Bald wurden jedoch manche Stimmen wider ihn laut. Dem Einen hatte er für eine unbedeutende Ausbesserung seiner Uhr eine ungeheuere Summe abgenommen, dem Andern hatte er seine Uhr eher verdorben als ausgebessert, und einem Dritten war, als er die Uhr einige Tage gehabt hatte, Feder oder Kette derselben gesprungen. So sank Hildesheim's Ruf, sein Verdienst nahm in gleichem Maße mit dem Rufe ab, und er wußte sich nur noch dadurch zu retten, daß er ein wohlhabendes Mädchen heirathete. Nun wurde ein neues Übel bei ihm bemerkbar — die Trinksucht. Man könnte behaupten, daß die Menschheit nicht eher glücklich werden wird, bis alle Branntweinbrenner, Destillateure und Schnapsverkäufer unglücklich geworden sind, d. h., wenn ihnen Niemand mehr etwas von ihrem Höllentranke abkauft; und ich kann mich bisweilen nicht genug verwundern, warum so manche deutsche Regierung, die doch sonst mit

absolutem Willen und außerordentlicher Kraft auftritt, kein Gesetz giebt, durch welches alles Branntweinbrennen und alle Einfuhr dieses Unglücksgesöffs auf das Strengste verboten wird. Wo das Branntweintrinken vor sich geht, da geht gewiß alles Andere hinter sich.

So war es auch mit Hildesheim. Als bei ihm das Branntweintrinken erst vor sich ging, da gingen auch seine Umstände mit Riesenschritten rückwärts. In zwei oder drei Jahren war das nicht unbedeutende Vermögen seiner Frau in die Tasche des Schnapsschenken geflossen und die Familie befand sich wieder in drückender Dürftigkeit. Man beklagte die arme Frau, man versuchte um ihretwillen Manches — aber Alles vergebens. Da verfiel Hildesheim darauf, Schuhwichse zu fabriciren, und mit dieser zog er im Lande umher und fristete mit dem Erlöse sein und der Seinigen Dasein.

So ging es bis voriges Jahr. Da ward bekannt, das Henriette Hildelheim öf-

ters in magnetiſchen Schlaf verfalle und Beweiſe von Hellſehen gebe. Hildesheim gab ſeinen Handel mit Wichſe auf, ſetzte ſich ruhig zu Hauſe hin und lebte von den Almoſen, welche ihm ſeiner Tochter wegen oeſonders von Fremden geſpendet wurden. Die arme Henriette, welche bis daher ein geſundes und blühendes Mädchen geweſen war, verfiel aber mit jedem Tage mehr und wurde ſo endlich das Schattenbild, welches ſie jetzt iſt. Wenn es ſo mit ihr fortgeht, ſo möchte ſie ſchwerlich noch ein Jahr leben. Ihre Geſundheit iſt offenbar zerrüttet, ihre Nerven ſind ungemein ſchwach und reizbar.

Seit acht Tagen verfällt ſie ſogar zweimal täglich in magnetiſchen Schlaf. Es iſt dieſes ein ungemeiner Vortheil für die Eltern, deren Umſtände ſich jetzt außerordentlich heben. Früher ward die arme Somnambüle nur von den Fremden beſucht, welche gerade durch unſer S... reiſ'ten, aber jetzt hat ſich das Gerücht von ihrem Hellſehen ſchon ſo verbreitet, daß bereits auch ſolche Fremde kommen, welche

nur die Absicht haben, dieses Mädchen zu sehen. Der Andrang von Fremden ist daher gegenwärtig so groß, daß nicht die Hälfte derselben in ihrer Neugierde befriedigt werden könnte, träte nicht der magnetische Schlaf zweimal täglich ein. Das Mädchen macht in jedem neuen Schlafe neue Reisen. Kein Planet, keiner der dem Namen nach bekannten Sterne möchte wohl vorhanden sein, auf dem sie nicht bei solchen Gelegenheiten schon gewesen wäre. Die Dinge, welche sie erzählt, sollen in der That stets wunderbarer werden, so daß man beinahe auf die Meinung kommen könnte, sie bilde sich in ihrer Kunst aus. Doch steht der Annahme, daß sie eine Betrügerin sei, der Umstand entgegen, daß sie zugemachte Briefe und von ihr abgewandte Bücher lies't. Befände sie sich nicht wirklich in einem Zustande des Hellsehens, so möchte ihr dieses wohl nicht möglich sein. Das Bücherlesen besonders wird jetzt in jeder Sitzung vorgenommen und es ist zu diesem Behufe ein eigenes Pult vor ihrem Bette aufgestellt. Das Buch

liegt so, daß die Rückseite desselben der Somnambüle, die Vorderseite der Gesellschaft zugewandt ist. Irgend Einer schlägt dann das Buch auf und die Somnambüle beginnt sogleich so richtig zu lesen, als ob sie das Buch vor sich hätte. Dieser Umstand überzeugt jeden Anwesenden, daß kein Betrug dabei ist und trägt wesentlich dazu bei, den Ruf der Somnambüle zu verbreiten, so daß die Menge der Neugierigen, zum Besten des Geldbeutels der Eltern Henriettens, mit jedem Tage wächst.

Der alte Hildesheim giebt vor, er schreibe jetzt eine Geschichte seiner Tochter und werde in derselben Alles wörtlich anführen, was dieselbe während ihrem magnetischen Schlafe über Zustände, die sonst dem menschlichen Wissen durch ein geheimnißvolles Dunkel entzogen sind, berichtet habe. Er fordert jeden Fremden zur Subscription und Pränumeration auf. Ob aber je sein Buch erscheinen werde, bezweifele ich sehr. Das Geld, welches er sich für dasselbe vorausbezahlen läßt,

möchte wohl andere Wege finden, als in die Druckerei, und die Vorausbezahler das Buch nimmer zu sehen bekommen. Das Ganze läuft auf eine Bettelei hinaus.

Wir sprachen bei unserm Beisammensein über die Verhältnisse des Somnambulismus zum Traume. Ich will diesesmal versuchen, die Ähnlichkeit beider, d. h. die Erscheinungen, welche bei beiden gleich oder doch ähnlich sind, aufzustellen.

Die gewöhnlichen Träume, die wir also hier schlechtweg Träume nennen wollen, so wie die höhere Steigerung derselben, welche wir mit Hellsehen bezeichnen, kommen während des Schlafes vor. Beide sind also Schlafzustände. Wenn wir schlafen, so hört das Leben nicht gänzlich auf; nur die höhern Thätigkeiten des Lebens pausiren, während die niedern fortdauern. Wenn wir aber deutlich alle Tage an uns selbst und an andern wahrnehmen können, daß unser Geist — wenigstens so lange wir in diesem Leben weilen — genau mit dem Körper verbunden ist und von

ihm abhängt, so muß daraus folgen, daß auch die Seele während des Schlafes nicht ganz unthätig ist, sondern fortlebt und fortwirkt, aber ebenfalls nur in ihren niedern Thätigkeiten, während ihre höhere Kräfte ebenfalls ruhen. Wenn im Schlafe die höhern Systeme des organischen Leibes ruhen, entfaltet sich die Thätigkeit der niedern um so lebendiger; eben so ist es mit der Seele: ruhen ihre höhern Kräfte — Vernunft und ihre Einheit, das Erkenntnißvermögen — so sind die niedern — Gefühl, Phantasie und deren Einheit, das Ahnungsvermögen — um so thätiger. Der Ununterrichtete, welcher in den unerklärlichen, oft so erhaben erscheinenden Äußerungen der Phantasie und des Ahnungsvermögens etwas Außerordentliches erblickt, kommt gewöhnlich auf die Meinung, als beruhten sie auf höhern Vollkommenheiten, daher die gewöhnliche Redensart, daß der Geist sich in höhere Regionen schwinge, wenn er im Schlafe von den Fesseln des Körpers gelöst sei. Aber wir werden in dem Folgenden noch deutlicher

ſehen, daß keine hohen, ſondern wirklich nur niedere Seelenkräfte zu dieſen vermeinten Vollkommenheiten gehören.

Wir ſehen, wenn wir auf das praktiſche Leben der Menſchen Rückſicht nehmen, denſelben Unterſchied zwiſchen dem ſelbſtbewußten Willen und dem Inſtinkte. Letzterer könnte als etwas Erhabenes ſcheinen, indem er oft genug das Erſprießliche vom Schädlichen unterſcheidet, und dennoch zeigt ſich ſchon darin ſeine niedere Natur, daß er bei Solchen überwiegend iſt, wo der Geiſt noch auf den niedern Stufen ſteht, daher beſonders bei Wilden, bei Kindern und einem großen Theile des weiblichen Geſchlechts. Der ſelbſtbewußte Wille, ſo oft er auch durch falſche Gründe verleitet das Schlechtere wählen kann, muß dennoch als auf höherer Stufe ſtehend angeſehen werden und iſt beim Gebildeten vorherrſchend. Daher kann nicht geleugnet werden, daß wir im Schlafleben — im Traume — in einen niedern Zuſtand, in den der Kindheit oder ſelbſt den des blos thieriſchen Da-

seins, zurücksinken, denn der Verstand ruht, und auf seine Unkosten treten Gefühl, Phantasie und Ahnungsvermögen desto kräftiger hervor, der Instinct ist thätig, nicht der Verstand, wenn uns der Traum in seine Welt von Phantasiebildern führt.

Nur ein Leben haben wir. Das Leben im Schlafe und das Leben im Wachen sind also nur verschiedene Äußerungen ein und desselben Lebens, haben also Ähnlichkeit mit einander. Je höher nun der Schlaf gesteigert ist, desto höher wird auch die Wirksamkeit der niedern Seelenkräfte gesteigert und das Schlafleben bekommt eine größere Ähnlichkeit mit dem wachen Leben, wenn gleich die Thätigkeit in beiden eine entgegengesetzte Richtung annimmt. Daher haben die Äußerungen des Somnambulismus, der ein ungewöhnlich ausgebildeter, also eigentlich krankhafter Schlaf ist, so viel Ähnlichkeit mit den Äußerungen des wachen Lebens. Im gewöhnlichen Traume oder Schlafleben sind dagegen die höhern Seelenkräfte etwas gesunken, die

niedern etwas gehoben — und ſo gleichen ſich beide aus und man verſpürt von keinen von beiden die Äußerungen.

Es mag dieſes hinreichen, um anzudeuten, daß die Urſachen des Traumes und des Hellſehens dieſelben ſind, daß beide an und für ſich gleichartige, nur in Hinſicht des Grades ihrer Ausbildung verſchiedenartige Zuſtände ſind. Wir können aber auch die Gleichartigkeit der einzelnen Erſcheinungen des Traumes und des Hellſehens nachweiſen.

Der Menſch hat nur einen Sinn, das Gefühl. Im wachen Zuſtande ſind die verſchiedenen Thätigkeiten dieſes Sinnes auf verſchiedene Mittelpunkte zurückgeführt und daher in größerer Vollkommenheit. Wir fühlen mit den Augen die Bilder der Gegenſtände, welche uns umgeben, und nennen das Sehen; wir fühlen mit dem Trommelfelle durch die Ohren oder den Mund die Wellen des Schalles, was wir Hören nennen; wir fühlen mit der innern Haut der Naſe die feinen Theilchen, welche von den Körpern ausſtrömen,

und nennen das Riechen; wir fühlen mit dem hintern Theil des Gaumes den Geschmack der Speisen und nennen das Schmecken. Was wir aber ausschließlich Gefühl nennen, ist, über den ganzen Körper verbreitet, doch am stärksten in den Spitzen der Finger. Daß aber die verschiedenen Äußerungen des Gefühlssinnes in verschiedenen Organen am thätigsten sind, rührt davon her, daß diese Organe theils die geeignetste Einrichtung dazu haben, theils auch von der frühesten Kindheit durch Übung für die eine oder die andere Art der Sinnesäußerung besonders ausgebildet werden. Denn die Übung trägt noch immer ungemein viel dazu bei, die Reizempfänglichkeit und Thätigkeit aller unserer Organe zu verstärken. Durch Übung gewinnen die Muskeln des Körperarbeiters an Kraft; durch Übung lernt der Blinde Farben fühlen und Entfernungen hören, lernt der erfahrene Jäger das dünne Dampfwölkchen über dem Lager des Hasen sehen, die Ausdünstung des Fuchses schon in der Ferne riechen, die Anzahl

des ſich nahenden Hochwildes an den Fußtritten hören, lernt der Wilde die Fußtapfen des Freundes und Feindes durch den Geruch unterſcheiden, der Weinkenner einen fremdartigen Körper auf den Boden des Faſſes ſchmecken, der Tonkünſtler die leiſeſte Diſſonanz im vollen Geräuſch der Symphonie unterſcheiden; durch Übung wird der Kurzſichtige weitſichtig, lernt der Taube mit den Augen hören, werden Gedächtniß, Phantaſie und Urtheil geſtärkt, ſo wie durch Übung der Lügner nicht mehr die Wahrheit ſagen kann und ſeine eigenen Lügen glaubt, und der, welcher eine ſinnloſe Meinung anfangs nur, um zu widerſprechen, verfocht, ſich am Ende feſt von ihr überzeugt.

Sind aber die einzelnen Organe weniger entwickelt, ſtehen alſo die Fähigkeiten der Sinneswahrnehmungen auf einer niedern Stufe, ſo äußern ſich alle Arten der Sinnesthätigkeiten durch *einen* allgemeinen Sinn, den man den *Allſinn* nennt. Man hatte keinen Grund, auf neue Sinne zu denken, welche

in den Fühlhörnern der Insecten und Würmer, in den Flügeln der ihres Gesichts beraubten Fledermäuse ihren Sitz haben. Es ist nur jener Allsinn. Eben er ist auch thätig im Traume. Der Träumende und der Hellsehende hört, riecht, sieht und schmeckt durch den Allsinn, ohne der für diese Functionen bestimmten Organe zu bedürfen. Die Tagsinne ruhen im Schlafe und sind für die Außenwelt verschlossen. Ohne die Augen zu gebrauchen, sehen wir im Traume durch diesen Allsinn. Wir lesen Bücher und Briefe, aber nicht laut; beim Hellsehen findet ebenfalls das Lesen Statt, aber laut. Wir hören im Traume deutlich Worte, welche nicht gesprochen werden und der Hellsehende hört, was in solcher Entfernung gesprochen wird, daß das körperliche Ohr es nicht vernehmen kann. Wir schmecken im Traume Speisen, die wir nicht essen, und eben so schmeckt der Hellsehende Speisen, die nur irgend einen Theil seines Körpers berühren. Hindernisse des Sehens existiren für den Träumenden so

wenig, wie für den Hellſehenden, ſondern beide verſetzen ſich in die weiteſten Fernen und ſehen dort deutlich alle Gegenſtände. Worauf man ſich beim Wachen mit der größten Anſtrengung nicht entſinnen konnte, das fällt uns im Traume ein.

Wunderbarer könnte das Fernſehen in die Zukunft noch ſcheinen. Wir ſehen im Traume Gegenden, welche wir erſt Jahre darauf kennen lernen, wir nehmen Dinge wahr, welche ſich ſpäter wirklich ereignen. Eben ſo der Hellſehende. Ein lebhaftes Vorahnen verkündet ihm das, was erſt noch geſchehen ſoll. Der berechnende Verſtand quält ſich vergebens ab, unter den vielen Möglichkeiten dasjenige herauszufinden, was ſich ereignen wird; der Hellſehende braucht nur aufmerkſam auf einen Gegenſtand gemacht zu werden, und nimmt die ſcheinbar zufälligſten Erſcheinungen der Zukunft wahr. So finden wir, daß Richard Görwitz — ich nehme nur auf ihn Rückſicht, denn ſeine Geſchichte iſt jetzt am bekannteſten — Dinge vorherſagte, die

ſich wirklich ſpäter ereigneten. Und zum Beweiſe, daß hier kein Betrug Statt fand, darf ich nur anführen, daß manche ſeiner Vorherſagungen erſt ſpäter eintraf, als ſeine Geſchichte durch den Druck ſchon veröffentlicht war. Dieſer prophetiſche Geiſt des Träumenden und des Hellſehenden verleitet den Unkundigen am leichteſten, höhere Fähigkeiten zu vermuthen, aber gerade er kann am leichteſten beweiſen, daß nur die niedern Seelenkräfte hier wirken. Nehmen wir auf den prophetiſchen Traum Rückſicht, ſo finden wir, daß gerade ſolche Menſchen, die nur auf einer niedrigen Bildungsſtufe ſtehen, ſchlichte Landleute und Frauen von geringen Fähigkeiten, am richtigſten vorherträumen, was erſt geſchehen ſoll. Noch mehr: wir finden bei den Thieren den prophetiſchen Geiſt am ſtärkſten. Ich darf in dieſer Hinſicht nur bemerken, daß der Beobachter an allen Thieren Kennzeichen entdecken wird, durch welche ſie eine Vorahnung des Witterungswechſels anzeigen. Manche Thiere ſind dadurch förm-

lich in den Ruf als Wetterpropheten gekommen. Noch auffallender ist, wenn man an Hausthieren Vorahnungen eines nahenden Unglücks bemerkt hat. Schon oft verließen Störche ihr langgewohntes Nest kurz vor dem Ausbruche eines Feuers. Pferde wurden traurig und verschmähten ihr Futter vor dem Tode ihres Herrn. So verrathen Hunde durch eine eigene Unruhe oft Stunden lang vorher die Rückkehr ihres Herrn von einer Reise. Entweder müssen wir also auch diesen Thieren höhere Geisteskräfte als dem Menschen zuschreiben, oder der prophetische Geist ruht auf niedern Geisteskräften.

Daher möchte ich auch die Sagen von Prophezeiungen in frühern Jahrhunderten oder Jahrtausenden, wo das Menschengeschlecht überhaupt noch auf einer niedern Ausbildungsstufe des Geistes stand, nicht unbedingt als Fabeln verwerfen. Mag die spätere Überlieferung zu solchen Vorausverkündigungen Manches hinzugethan und Manches hinweggenommen haben, so bleibt doch immer

noch ein Kern, welcher Wahrheit enthält und Wahres vorausverkündete. Die Begeisterung, in welche sich Propheten und Sibyllen versetzten, war eine Überwiegung des Gefühls über den Verstand, eine Art Somnambulismus.

Eben so wenig aber, wie ich leugnen mag, daß die Orakel der Alten oft, vielleicht in den meisten Fällen, nur auf einem Betruge der Priester beruhten, eben so wenig mag ich auch leugnen, daß meiner Meinung nach die bei weitem größte Anzahl wunderbarer Somnambülen-Geschichten unserer Zeit auf einem Betruge beruht, dem Charlatanerie oder Gewinnsucht zu Grunde liegt. Der Eigennutz mißbraucht die Sucht der Welt nach dem Wunderbaren zu seinem Vortheile. — — —

Ich habe im Vorhergehenden so viel aus dem Schreiben des Consistorialraths mitgetheilt, als für unser Buch geeignet war. Die Leser werden aus diesen Mittheilungen gesehen haben,

was vom Somnambulismus zu halten ist, daß wir ihn so wenig wie unsere Träume, mit denen er eine nahe Verwandtschaft hat, leugnen können, daß sein Vorkommen auf geschichtlichen Thatsachen beruht, aber daß auch keineswegs alle Geschichten von Somnambülen, welche der Lesewelt aufgetischt werden, als Wahrheit zu betrachten sind. Da der Somnambüle sich nicht besonders vom Träumenden unterscheidet, so lese man besonders die Bücher über dergleichen Personen nur mit dem größten Mißtrauen, in welchen eine Aufklärung über Dinge, die nicht von dieser Welt sind, versprochen wird. Gewöhnlich hat sie nur die Geldsucht dictirt.

In meiner Antwort auf obiges Schreiben sagte ich unter Anderm, was für unsere Leser gleichgültiger sein kann, auch Folgendes:

Ew. Hochwürden bemerken in Dero letztem Briefe, daß mit dem Somnambulismus die Gaunerei oft genug ihr Spiel treibt, und wenn irgend eine Somnambüle mir verdächtig scheint, so ist es gewiß die Henriette Hildesheim. Es ist offenbar, daß die El-

tern gegenwärtig von dem Sehenlaſſen ihrer Tochter leben; nimmt man nun dazu noch die Nachrichten, welche Sie mir in Ihrem Briefe über des alten Hildesheim früheres Leben gaben, ſo kann man nur zu leicht auf den Verdacht verfallen, daß er entweder ſeine Tochter künſtlich in magnetiſchen Schlaf lege, oder das Ganze wohl nur ein fein angelegter Betrug ſei. Daß ſie bei dem häufigen Beſuche, der ſich einfindet, nun täglich zweimal in magnetiſchen Schlaf verfällt, könnte meinen Verdacht noch beſtärken.

Hildesheim ſagt zwar, ſeine Tochter falle von ſelbſt in den magnetiſchen Schlaf, ihr Zuſtand ſei alſo, um uns des techniſchen Ausdrucks zu bedienen, mit dem man einen durch die eigene organiſche Kraft hervorgebrachten Somnambulismus bezeichnet, ein Idioſomnambulismus. Doch ſcheint es, als wäre ein ſolcher Zuſtand nur ungemein ſelten und als würde er nur durch ſehr ſchwere körperliche Krankheiten, beſonders Nervenleiden, hervorgebracht. Es wäre doch wirk-

lich auffallend, wenn wir gerade jetzt in einer so merkwürdigen Zeit lebten, wo alle die sonderbaren Zustände, welche die Gelehrten längst als abgeschmacktes Zeug auf sich beruhen ließen, weil sie wegen der Menge von Betrügereien, mit denen sie verwebt sind, nur schwer in ihrer Wahrheit zu erforschen sind, wo alle jene Zustände in Menge vorkommen sollten. Somnambülen und Besessene giebt es ja in unsern Tagen zu ganzen Schocken, wenn man den wunderbaren Berichten trauen darf, die uns in Schriften und Schriftchen vorgeführt werden. Ich bin überzeugt, neunundneunzig Hunderttheile von den Verfassern solcher Schriften sind Betrüger oder Betrogene.

Eine Ahnung sagt mir, auch Henriette Hildesheim wird über lang oder kurz als Betrügerin bekannt werden.

Schade wäre es, wenn ihre Betrügereien entdeckt werden sollten, ehe sie ihren Kerner oder Eschenmayer gefunden. Schade, daß sie kein Schwabenmädchen ist — alle Zeitungen sprächen schon von ihr.

Seit Anton Mesmer, der 1772 Heilungen mit dem Mineralmagnete versuchte, dann aber erklärte, daß seine eigene wunderbare Kraft es sei, welche die Kranken heile, haben viel schlechte Menschen versucht, Frauenzimmer in magnetischen Schlaf zu legen, um wunderbare Dinge von ihnen zu erfahren, oder aus dieser Erscheinung Gewinnst zu ziehen. Sollte nicht auch Hildesheim diesen Weg versucht haben, um sich eine leichte Erwerbsquelle zu eröffnen?

Und doch hat es mir oft scheinen wollen, als läge das Mädchen nicht einmal im magnetischen Schlafe. Die sonderbaren Mundbewegungen, welche mit den gesprochenen Wörtern gar nicht übereinstimmen — ich sprach darüber schon mündlich mit Ihnen.

Ich kann unmöglich hier eine Bemerkung unterdrücken, welche sich mir seit mehreren Tagen aufgedrungen hat. Sollte nicht die Homöopathik eine Schwester des Magnetismus sein?

Mittelst des Magnetismus sind wunder-

bare Curen vollbracht, wir können das nicht leugnen, wenn gleich wir zugeben und überzeugt ſind, daß das Meiſte, was ausgeſprengt iſt, in Lügen beſteht. Auch mittelſt der Homöopathik werden wunderbare Curen vollbracht, beſonders an Thieren, Kindern, Frauen und Männern von geringer Geiſtesbildung und gläubigem Gemüthe. Männer vom ſcharfen Verſtande verſpüren weniger Wirkung von den homöopathiſchen Arzneien. Eben ſo wirkt die magnetiſche Kraft nur auf gläubige Gemüther, nur auf die, bei denen die niedern Seelenkräfte bedeutender ſind als die höhern.

Der Magnetismus bringt zunächſt eine Erhöhung der Zufälle und einen Schlaf, dann Beſſerung hervor, eben ſo die homöopathiſchen Arzneien.

Die magnetiſchen Heilungen verlangen, daß der Heilende ſelbſt den Glauben habe. Daher gehen die magnetiſchen Curen in unſerer Zeit langſam von Statten, weil ſie von wiſſenſchaftlichen Ärzten verrichtet werden und das intelligente Leben die magnetiſche Wirkſam-

keit bekommt. Daher haben ungebildete, aber starkgläubige Männer durch Auflegen der Hände, Anhauchen und dgl. die größten magnetischen Wundercuren verrichtet. Vielleicht ist der Glaube des Arztes eben so wesentlich bei der Homöopathik, und vielleicht sehen wir deßhalb die Versuche allöopathischer Ärzte, auf homöopathische Art zu heilen, so oft mißlingen.

Nun werden Sie mit Recht fragen: woher bekommen die homöopathischen Arzneien ihre magnetischen Kräfte? Die Erscheinungen des thierischen Magnetismus werden hervorgerufen durch Berührung und kunstmäßiges Streichen mit den Händen, durch Anhauchen, Fixiren mit den Augen ꝛc. Den mineralischen Magnetismus theilt man einer Eisenstange durch perpendiculäre Schläge mit. — Auf ähnliche Art werden die homöopathischen Arzneien bereitet, erst mit Milchzucker verrieben, dann mit Spiritus oder destillirtem Wasser durch Schüttelschläge vermischt. Vielleicht wird so durch den Magnetismus die Arzneikraft ent-

wickelt, beide treten in Verbindung mit einander und verrichten Wundercuren, wenn nicht die Kraft des zweifelnden, intelligenten Lebens als Antidot dagegen wirkt. Auch ist es schon von Mesmer behauptet worden, daß er seine magnetische Kraft leblosen Gegenständen, als Wasser, Salz, Kleidern, Bäumen ꝛc. mittheilen könne, und diese dann ebenfalls, wie er selbst, auf gläubige Gemüther wirkten.

So hätten wir vielleicht eine neue Theorie, wie die homöopathischen Arzneien, ihrer unendlichen Kleinheit ungeachtet, wirken können. Und daß sie wirken, ist gewiß und kann von Niemanden bezweifelt werden, der je Gelegenheit hatte, homöopathische Curen, besonders an Thieren, Kindern und Frauen, verrichten zu sehen.

Das war es ungefähr, was ich schrieb. Ich fügte noch die angelegentliche Bitte hinzu, mich recht bald mehr über Henriette Hildesheim und die Entwickelung ihrer Geschichte wissen zu

lassen. Der nächste Brief, den ich wieder erhielt, vom 3. Januar 1838 datirt, enthielt Folgendes:

„Der Zulauf bei unserer Somnambüle wird immer größer. Von nah und fern strömt die neugierige Menge herbei und fast Alle werden befriedigt, denn Henriette reis't schon nicht mehr im Monde und auf andern Gestirnen umher, sondern sie enthüllt die Zukunft. Man spricht hier viel von einer ihrer Weissagungen über den Zustand Europa's im Jahre 1900, die ihr Bruder nachgeschrieben hat und welche ich Ihnen verpflichtet bin, hier mitzutheilen, da Sie so großen Antheil an dem Ausgange der Sache nehmen. Folgendes ist die wörtlich nachgeschriebene Prophezeiung.

Das Jahr 1900.

Eine Prophezeiung der Somnambüle Henriette Hildesheim in S...

Ei, sieh da! So freundlich und heiter sah ich noch nie mein Männchen. Fürwahr! er

hat Großes mit mir im Sinne. Er will mich um zweiundſechzig Jahre vorwärts führen und mit mir das Jahr 1900 durchreiſen. Dabei ſoll ich bald unſichtbar zwiſchen den Menſchen dieſer zukünftigen Zeit herumwandeln, bald ſichtbar und mit ihnen ſprechen. Jetzt! — Ein Sprung! und über zweiundſechzig Jahre ſind wir hinweggeſetzt!

Wunderbar! Das ſoll S... ſein! Das mein Geburtsort? Ich ſtehe vor der Stadt. Wo ſind die Wälder, die Bäume, die Gärten? Mein Männchen macht mich darauf aufmerkſam, daß die Wälder zu Ackerland umgeſchaffen ſind, weil ſie ſo mehr eintragen. Obſtbäume giebt es auch nicht mehr, denn Obſt iſt eine Leckerei, die man entbehren kann.

Wir gehen auf einem ſchmalen Fußwege nach der Stadt zu. Der Weg iſt nicht breiter als gerade nöthig, daß zwei Menſchen einander ausweichen können. Es würde Verſchwendung des koſtbaren Landes ſein, wollte man die Wege breiter machen. Die Menſchenmenge ſoll ungeheuer zugenommen haben und daher kaum ſo

viel Korn gebaut werden können, wie zu ihrem Lebensunterhalte nöthig ist. Pferde giebt es nicht mehr. Die vertheuern nur die Lebensmittel und von dem, was ein Pferd frißt, können sechs Menschen des 20. Jahrhunderts ernährt werden. Auch sind die Pferde unnöthig. Alles wird mit Dampf vollbracht.

Da kommt eben der Dampfwagen von S... an. Hui wie das fliegt! Und die Eisenbahn hatte ich noch gar nicht bemerkt, denn sie ist von den Rüben und Kartoffeln überwachsen. Kein Räumchen ist mehr unbenutzt, daher ist auch die Eisenbahn von den Actionären mit Rüben und Kartoffeln bepflanzt, zwischen denen hindurch die eisernen Schienen liegen, in welchen die Räder der Dampfwagen laufen.

Die Berge sind, wie ich bemerke, viel niedriger geworden. Mein Männchen sagt mir, jeder Regen führe von ihnen viel Erde herunter und so würden sie immer kleiner, bis sie endlich völlig verschwunden sein würden. Die Meere und Flüsse werden dabei immer seichter — aller Unterschied von Höhen und Tiefen hört end-

lich auf, ein neues Tohuvabohu entſteht — und durch Orkane wird endlich von Neuem Waſſer und Land geſchieden, Berge werden aufgethürmt, Menſchen und Thiere kommen um, eine neue, vollkommenere Schöpfung nimmt von der neuen Erde Beſitz. Bis dahin ſind noch eintauſend dreihundert vier und ſechzig Jahre. Im Jahre 3202, den 15. September, Nachmittags Punkt drei Uhr, beginnt der furchtbare Orkan zu wüthen, welcher die Jetzt-Welt zerſtört, um eine neue zu ſchaffen.

Ungeheuere Flächen ſind mit Runkelrüben bebaut. Ich fragte mein Männchen, warum es hier ſo viele Runkelrüben gäbe. „Um Zucker daraus zu ſieden," erwiderte er. — „Aber," entgegnete ich, „Du haſt mir geſagt, daß man das Obſt aufgegeben habe, um anſtatt deſſen ſolche Früchte und ſolches Getreide zu ziehen, welches zum Lebensunterhalte durchaus nothwendig ſei. Warum entſagte man da nicht lieber dem Zucker als dem Obſte?" Mein Männnchen antwortet, daß der Zucker nicht abgeſchafft werden könne, weil ſonſt den

Zuckersiedereien und den Kaufleuten ihr Gewinnst geschmälert werden würde, und im Jahre 1900 sei Alles nur darauf abgesehen, Industrie und Handel zu heben.

Ei, das garstige Loch! wie tief das ist! Und unten darin ist schwarzes, fauliges Wasser. Wie mag das Loch entstanden sein? Aha! mein Männchen sagt es mir. Die ganze Welt wird mit Dampf getrieben; zum Dampfe sind Steinkohlen nöthig, und schon ist beinahe die ganze Oberfläche der Erde nach ihnen unterwühlt, so daß es bald keine Steinkohlen mehr giebt, aber dafür stürzen überall schreckliche Löcher ein. Ach, das ist doch nicht hübsch. Nein ich möchte um keinen Preis im 20. Jahrhunderte leben.

Und wo ist der schöne Fluß geblieben, der hier, von Erlen so lieblich beschattet, an der Stadt vorüberfloß? Auch da stehen Runkelrüben. Der Fluß ist ausgetrocknet, denn die Bäume und Wälder sind verschwunden. Es regnet nur noch selten, die Felder müssen durch tiefe Brunnen, aus denen man das Wasser mit Dampfmaschinen hebt, bewässert werden. Quellen giebt es fast

gar nicht mehr, denn ſie konnten nur im Schatten der Wälder gedeihen.

Hinein in die Stadt! drinnen iſt es vielleicht ſchöner als hier vor den Thoren. — Ach! nein, noch ſchrecklicher! Alle Häuſer ſind acht bis neun Stock hoch, vor jedem Fenſter hängt eine Firma. An manchem Hauſe zähle ich deren zwanzig bis dreißig. Ei, ei, iſt mein S... eine ſo große Handelsſtadt geworden? Hier giebt es ja entſetzlich viel Kaufleute. Ja, das ſieht man. Induſtrie und Handel blühen jetzt ungemein. — Ei, du lieber Himmel! was erzählt mir mein Männchen. Nun, ich will es Euch wiederberichten.

„Früher — denn wir ſind jetzt im Jahre 1900 — alſo früher, da man noch 1830 ſchrieb oder 1840, gab es einen Gelehrtenſtand, einen Wehrſtand, einen Nährſtand und einen Handelsſtand. Jetzt theilt ſich die ganze Bevölkerung nur in Arbeiter und Händler. Soldaten giebt es gar nicht mehr, denn die Dampfwagen und Dampfkanonen haben das Kriegführen unmöglich gemacht und es iſt daher ewiger

Friede geschlossen. Gelehrte giebt es nur noch wenige. Die Prozesse werden durch Schiedsmänner abgemacht, welche keine Bezahlung bekommen. Geistliche giebt es nicht mehr, da diese nur den Buchhandel beeinträchtigen. Jetzt kauft sich nämlich ein Jeder ein Predigtbuch und liest eine Predigt, wodurch der Nutzen entsteht, daß man sich in der Kirche nicht erkältet, keinen Prediger zu bezahlen braucht und dagegen die Industrie der Buchdrucker und Buchhändler hebt. Die Taufen werden von der Hebamme und die Trauungen von der Obrigkeit verrichtet. Die Leichenrede liest der Todtengräber vor. Die Predigtbücher werden von müßigen Kaufleuten aus alten, im vorigen Jahrhundert erschienenen Büchern zusammengetragen. Die Jugend wird von Seminaristen unterrichtet, und so hat man denn auch keine Universitäten mehr nöthig; was ein ungeheueres Glück für den Staat ist, da somit alle Duelle und Landsmannschaften rein aufgehört haben. Ärzte giebt es nur wenige, diese werden in Homöopathen und Hydropathen getheilt. Die Allöopathen sind ausgestorben und mit ihnen die

Apotheker. Die Meiſten werden homöopathiſch geheilt, die Starkgeiſtigen vergeſſen ihre Krankheit, indem ſie ſich zwingen an andere Dinge zu denken, und das Zipperlein, ſo wie die Hämorrhoiden curirt man hydropathiſch. Daß Philoſophen und Philologen unnöthig geworden, verſteht ſich von ſelbſt. Die Quäl- und Marteranſtalten, Gymnaſien genannt, gingen ein, als die Knaben ſo klug wurden, andere Schulen zu beſuchen, wenn ihnen das Lernen und Denken zu ſchwer fiel. — Der größte Theil der Einwohner beſteht jetzt aus Kaufleuten, und dieſe theilt man in Millionaire und Bankerottöre. Die wohlhabenden häufen mit Hülfe der Eiſenbahnen ihre Schätze in das Unendliche, die ärmern aber, welche mit jenen nicht Schritt halten können, friſten ihr Leben dadurch, daß ſie fortwährend Lehrlinge annehmen und ſich viel Lehrgeld zahlen laſſen. An Lehrlingen kann es ihnen auch nie fehlen, denn jeder Knabe, der keine Luſt hat, etwas zu lernen, oder dem es an Kopf gebricht, widmet ſich, wegen der Zukunft unbeſorgt, dem Kaufmansſtande."

Das iſt es, was mir mein Männchen er-

zählt hat. Dort ſehe ich unſere Marktkirche. Es iſt nur gut, daß man die wenigſtens ſtehen gelaſſen hat. Ach, was ſehe ich! Sie iſt in ein Runkelrübenmagazin verwandelt!

Wir beſehen uns jetzt den Markt näher. Mitten auf demſelben iſt eine viereckige Bude, welche an jeder Seite ein Fenſter hat. Vor jedem Fenſter ſteht ein Mann und ſchreit der umſtehenden Menge etwas zu. In der Mitte der Bude ſteht ein Fünfter und das, was dieſer ſagt, wiederholen die vier vor den Fenſtern Stehenden. Der in der Mitte der Bude iſt ein Kaufmann, welcher eine Quantität alter Bücher kaufte, um Duten aus denſelben zu fertigen. Da aber Niemand etwas von ihm kaufte, ſo hatte er keine Duten nöthig, und da er keine Duten nöthig hatte, ſo blieben auch ſeine Bücher ganz, und da ſeine Lehrlinge nichts zu thun hatten, ſo las er ihnen aus jenen Büchern vor. Dabei kam er auf den Gedanken, daß er zu einem öffentlichen Lehrer geſchaffen ſei. Er ließ ſich auf dem Markte dieſe Bude bauen, hält hier alle Tage Vorleſungen über Bürgerrecht und Regen-

tenpflicht, ſchimpft wacker auf die Obrigkeit und verſammelt ſo Alle um ſich, welche nichts gelernt haben und deßhalb mit dem Staate unzufrieden ſind. Jeder Zuhörer bezahlt für die Stunde einen Pfennig, und da die Zuhörer-Menge ſtets zu groß iſt, als daß Einer ſie überſchreien könnte, ſo hat der gelehrte Mann die vier Gehülfen angenommen, welche er ſeine Helfzüngler nennt. Bei dieſer Gelegenheit bemerkt mein Männchen, daß jetzt, das heißt im Jahre 1900, ſich Niemand leichter beliebt machen könne, als wenn er Aufruhr predige. Eben jener Kaufmann, Dalkerl iſt ſein Name, der über Bürgerrecht Vorleſungen hält, ſei früher allgemein verabſcheut worden. Sein finſteres Auge habe Niemandes Blick ausgehalten, ſein häßliches, ſchwarzes Antlitz ſei verunſtaltet von den Zügen hämiſcher Bosheit und Tücke. Jeder habe ihn gemieden, weil man vermuthet, ein ſchweres Verbrechen laſte auf ſeiner Seele — aber ſeit er ſeine Vorleſungen halte und Empörung zu erregen ſuche, werde er von Jedem geprieſen und gelobt, bekomme er

Fackelmuſiken von ſeinen Zuhörern, ſammele man in allen Städten Beiträge für ihn.

Mein Männchen führt mich zu einem groſſen Gebäude. Es iſt ein Schulhaus. Ei, wie geht es da bunt zu! Hahaha! ſehe ich recht? Ja wirklich! der Lehrer bekommt Schläge von ſeinen Schülern, weil er nicht artig geweſen. Mein Männchen hat mich ſichtbar gemacht, damit ich den armen Lehrer fragen kann, warum er ſich ſo mißhandeln läßt. Er antwortet mir: „Die Eltern wollen haben, daß ihre Kinder frei und männlich aufwachſen, nicht aber knechtiſch werden; daher haben alle Lehrer die Verpflichtung übernehmen müſſen, ſich hudeln zu laſſen, ſo viel es den Kleinen gefällt. Die Eltern ſchicken ihre Kinder in die Schule, damit ſie nicht gehorchen, ſondern herrſchen lernen ſollen."

Wir kommen vor einem andern Hauſe vorbei. An der Thür hängt eine Tafel, auf welche mit groſſen Buchſtaben geſchrieben iſt: „Eingang zum Katzenvereine." Es herrſcht nämlich im Jahre 1900 eine ungeheuere Ka-

tzenliebhaberei und Jeder ſucht dieſe Thiere möglichſt zu veredeln. Um die Veredlung der Katzen zu heben, hat man einen Actienverein begründet, welcher zweimal jährlich große Ausſtellungen veranſtaltet. Wer die ſchönſte Katze zu dieſer Ausſtellung einſchickt, bekommt den höchſten Preis, der ſchönſte Kater bekommt das Acceſſit. Wir gehen in den Saal der Ausſtellung. Welch heilloſer Spectakel! Hunderte von Katzen ſpringen zwiſchen einander herum, ohrfeigen ſich und ſtimmen ein Lied an, das Steine erweichen, Menſchen raſend machen kann. Mehr Aufmerkſamkeit als die Katzen verdienen aber noch die Menſchen, welche gegenwärtig ſind. Der alte Herr dort, der Secretair des Vereines, nimmt ein genaues Protocoll über jede Katze auf, in welchem er Namen, Stand und Wohnort des Herrn, Namen, Alter und Farbe der Eltern des Kätzchens, Alter, Farbe, Zahl der Barthaare, Größe ꝛc. genau verzeichnet. So bemerkt er auch, wie die Stimme der Katze beſchaffen, kneipt ſie in den Schwanz, um ihr Naturell kennen zu lernen ꝛc.

Der Herr, welcher dort so finster in der Ecke sitzt, ist ein Projectenmacher. Er möchte gern eine grüne Katze bekommen und hält deßhalb schon lange einen gelben Kater und eine bläuliche Katze, in der Hoffnung, durch die Vermischung beider das langersehnte grüne Kätzchen hervorzubringen; aber noch hat ihm das nicht gelingen wollen, weßhalb er völlig untröstlich geworden ist. Jetzt versammeln sich die sämmtlichen Mitglieder des Katzenvereins, um Bericht über ihre Leistungen seit der letzten Versammlung abzulegen und einen neuen Präsidenten für das nächste Jahr zu wählen.

Aber mein Männchen sagt mir, er habe nicht viel Zeit mehr und wolle daher nur noch mit mir in die Kleinkinderschule gehen. Diese Schule besteht aus einer langen Reihe von Stuben. Jede Stube ist mit den verschiedenen Darstellungsarten eines Buchstabens bemalt, und als Lehrer ein Papagei angestellt, welcher weiter nichts thut, als diesen Buchstaben unaufhörlich zu wiederholen. Wenige Wochen nach der Geburt werden die Kinder in die erste

Stube, d. h. die unterſte Klaſſe dieſer Kleinkinderſchule gebracht. Dieſe Klaſſe heißt die A-Klaſſe. Die Wände ſind mit den verſchiedenen Zeichen des A bemalt, und ſo prägen ſich den Kindern dieſe Zeichen auf eine leichte Art und unauslöſchlich ein. Dabei ſchreit der Papagei fortwährend A! A! und die Kinder ſchreien es nach. So lernen ſie A ſprechen, ohne einen theuern Lehrer nöthig zu haben. Die nächſte Klaſſe iſt die B-Klaſſe. Hier ſteht das B an den Wänden und der hier angeſtellte Papagei ſchreit unaufhörlich Be! Be! — Sind die Kinder durch alle Buchſtabenklaſſen gekommen, ſo kommen ſie in die Silbenklaſſen. Hier ſtehet in jedem Zimmer eine beſondere Silbe angeſchrieben und wird von dem Papagei-Lehrer vorgeſchrieen. Damit aber fortwährend Wiederholung des bereits Gelernten Statt finde, ſo führt eine Klaſſe in die andere, und die Schüler der oberſten Klaſſe können in dieſe nicht anders kommen, als wenn ſie durch die ganze Klaſſenreihe hindurchgehen.

Wenn nun die Vervollkommnung im Jahre

1900 in unſerm S... ſchon einen ſo hohen Standpunkt erreicht hat, ſo wird ſie ſich doch in andern Städten noch höher erhoben haben. Mein Führer wird mich morgen in eine andere Stadt führen und verſichert mir, daß alle meine Erwartungen übertreffen werden ſollen.

Als am folgenden Tage die Stunde gekommen war, zu welcher Henriette in ihren magnetiſchen Schlaf zu verfallen pflegte, war wieder eine große Menge Menſchen verſammelt, denn Jeder war neugierig, die weitern Berichte über das Jahr 1900 zu vernehmen. Nach den gewöhnlichen Einleitungen begann die Somnambüle zu erzählen:

Wir ſind nach England hinübergeſchwebt. Ach! was für eine kleine, armſelige Inſel das iſt, noch nicht ſo groß wie Corſica. Ich muß mein Männchen fragen, wie es gekommen iſt, daß dieſe Inſel jetzt ſo gar klein geworden iſt.

Aha! wieder der Dampf? Der hat wohl überall nur Unheil zuwege gebracht?

Mein Männchen erklärt mir nämlich, England sei in Dampf aufgegangen. Vernehmt, wie dieses zugehen wird.

Die Engländer wollen Alles mit Dampf zwingen, um so die Erzeugnisse ihres Gewerbfleißes wohlfeiler liefern zu können als andere Völker, und dadurch ihren Handel aufrecht zu erhalten. Einzelne häufen ihren Reichthum dabei in das Unendliche an, aber der größere Theil der Einwohner kommt an den Bettelstab. Da entsteht eine furchtbare Hungersnoth und das Schrecklichste, was je bei solchen Gelegenheiten vorgekommen ist, verwirklicht sich von Neuem. Männer schlachten ihre Weiber, Mütter ihre Kinder. Ein schrecklicher Bürgerkrieg entsteht auf der Insel. Alle Vornehmen und Reichen werden niedergemetzelt, der Pöbel theilt sich in die Güter derselben. Das Unglück noch zu erhöhen bricht eine Seuche aus, welche wiederum Millionen dahinrafft. Erdbeben entstehen — das hohlgewühlte Land sinkt in seine Kohlenschächte hinab. In die Spalten und Einsenkungen tritt das Meer nach, und die Insel ist

auf den zehnten Theil ihrer frühern Größe gebracht.

So ist das Ansehen des Landes im Jahre 1900. Bettlerhorden bewohnen den Rest des verschonten Landes, speculiren und erfinden ohne Ende und ohne Rast, aber Keiner hat sich wieder gefunden, sich zum Herrscher aufzuwerfen, denn es verlohnt sich nicht der Mühe, solche Rotten zu beherrschen.

Die Wohnungen der Menschen sind unter der Erde, denn der wenige noch vorhandene Boden reicht kaum hin, die Bedürfnisse der Einwohner zu liefern, und muß daher auf das Gewissenhafteste benutzt werden. Ich befinde mich jetzt über einer Stadt, aber nur an kleinen Fähnchen, welche hier und da aufgesteckt sind, erkennt man das Dasein dieser Stadt. Jeder steckt nämlich über seinem unterirdischen Hause ein Fähnchen auf, an welchem sein Name und die Art seines Handwerks bezeichnet ist. Der Boden über dem Hause ist mit Küchengewächsen aller Art bepflanzt. Will man in ein Haus hinunter, so tritt man auf eine kleine viereckige

Platte, die zwiſchen den Kohlſtauden liegt, und zieht eine Schelle, welche an dem erwähnten Fähnchen iſt. Sogleich ſenkt ſich die meiſt mit Peterſilie beſäete Fallthür, auf der man ſteht, in das Haus hinab und man gelangt in der unterirdiſchen Wohnung an.

Dieſe Fallthür geht ohne Rollen, Seile, Ketten oder andere dergleichen jetzt gebräuchliche Verrichtungen hinab, und ihr Steigen und Sinken wird durch Magnete bewirkt. Oben ſind einige Magnete, welche die Fallthür hinaufziehen und oben feſthalten. Tritt nun Jemand auf die Thür, ſo iſt das Gewicht der Thür faſt der Kraft der Magnete gleich und es bedarf nur eines andern Magnetes, welcher unten im Hauſe vorgeſchoben wird, um die Fallthür in die Tiefe hinab zu ziehen. Soll nun die Thür wieder hinaufſteigen, ſo wird der Magnet, welcher unten iſt, hinweggezogen, und nur noch die oben angebrachten Magnete können ihren Einfluß auf die Thür äußern, wovon die Folge iſt, daß ſie raſch wieder emporſteigt.

Dieſe Einrichtung mit den Thüren beur-

kundet ſchon die künſtlichen Einrichtungen, welche die Einwohner der Inſel erfinden mußten, um ihr Elend etwas zu erleichtern. Die weitere Betrachtung ihres Lebens wird in noch größeres Staunen verſetzen.

Da es auf der ganzen Inſel keinen Baum mehr giebt, und auch nirgends Steinkohlen mehr anzutreffen ſind, ſo würden die armen Leute erfrieren müſſen und nichts Warmes mehr eſſen können, hätten ſie nicht gelernt, auf andere Art das mangelnde Brennmaterial zu erſetzen. Gegen die Kälte ſind ſie ſchon dadurch geſchützt, daß ſie unter der Erde wohnen. Durch Elektrizität aber kochen ſie ihre Speiſen und erleuchten ſie die Finſterniß ihrer Gemächer. Ihre Kochgefäße ſind von einer eigenen Einrichtung, ſo daß ein zweimaliges Entladen einer Leidener Batterie hinreicht, ein Gericht Kartoffeln in denſelben gar zu kochen. Das älteſte Kuhfleiſch wird durch einen elektriſchen Strom, der etwa fünf Minuten auf den Topf geleitet wird, völlig erweicht.

Eben ſo erleuchten ſie auch ihre Zimmer

nur durch Elektrizität. In einer Ecke des Zimmers ist ein Apparat von schlechten Elektrizitäts-Leitern angebracht, das elektrische Fluidum wird hier gehäuft und stellt dann ein Nordlicht im Kleinen dar, welches oft 48 Stunden lang das ganze Zimmer mit magischem Scheine erleuchtet. Merkwürdig ist es, daß bei diesem Scheine sogar Pflanzen wachsen und sehr schön gedeihen.

Das Haus, in welchem ich jetzt bin, gehört einem großen Blumenfreunde. Er hat eine Reise in fremde Länder gemacht, um seltsame Gewächse zusammenzubringen, doch scheint mir das Seltsamste bei der Sache, daß er nur solche Pflanzen zusammengebracht hat, welche bei uns für Unkraut gelten. Da die ganze Oberfläche von England jetzt, im Jahre 1900, auf das Sorgfältigste bebaut wird, so ist alles Unkraut verschwunden und wird daher nur der Seltsamkeit wegen in Töpfen eingeführt. Man pflegt diese merkwürdigen Topfgewächse mit der größten Sorgfalt. Dort sehe ich ein Prachtexemplar von einer Brennnessel in einem Blumentopfe. Der Eigenthümer der unterirdischen

Wohnung ſitzt mit innigem Wohlgefallen dabei und kann ſich nicht genug über die eigenen Wirkungen wundern, welche die Blätter dieſer Pflanze hervorbringen, ſobald er ſie mit den Fingern berührt. In einem andern Topfe hat er Quecken. Der Topf iſt von Glas, damit man die ſeltſamen Verſchlingungen der langen, würmerartigen Wurzeln anſtaunen kann. Sein Lieblingsgewächs ſcheint aber die Diſtel zu ſein. Er hat wenigſtens zwanzig verſchiedene Diſtelarten in Töpfen, bewundert die ſtachlichen Blätter, labt ſich an der friſchen Farbe der Blüthen und iſt unabläſſig beſchäftigt, durch künſtliche Befruchtung Hybriden zu erzeugen.

Aber ſo arm auch die jetzige Bevölkerung iſt, und ſo wenig man noch von dem frühern Glanze entdecken kann, ſo iſt doch die Induſtrie der Preſſe noch außerordentlich. Cenſur giebt es nicht, denn es giebt keine Behörden, und ſomit können alle Geiſtesproducte noch einmal ſo raſch zu Tage gefördert werden.

Die Duelle ſind hier jetzt ſehr in der Mode, doch nicht lebensgefährlich. Die Duel-

lanten gehen mit ſcharfen Meſſern auf einander zu und ſuchen ſich gegenſeitig die Naſe oder die Ohren abzuſchneiden. Wer zuerſt dem Gegner eins der genannten Gliedmaßen raubt, iſt Sieger.

Statt der Geiſtlichen hat man hier Automaten. Jeder derſelben ſagt eine Predigt her und ſo hat man in den Kirchen für jeden Sonntag des Jahres einen beſondern Automaten. Dieſe Erfindung ſoll noch aus den frühern Zeiten vor dem Bürgerkriege, deſſen ich früher erwähnte, herrühren, und deßwegen gemacht ſein, weil man befürchtete, es möchte einmal ein Geiſtlicher andere Gedanken haben, als ihm zuſtehe. — Doch es wird Zeit, in das Jahr 1838 zurückzukehren, denn mein Männchen will nicht länger mehr weilen. Morgen, Nachmittags um 3 Uhr, wird mein nächſter magnetiſcher Schlaf ſein. Ich werde dann zum erſten Male die Entſtehung der Welt erklären.

Was meinen Sie, wertheſter Freund, zu dieſem merkwürdigen magnetiſchen Traume? Glau-

ben Sie, daß die Henriette Hildesheim wirklich dieſes Geſicht im magnetiſchen Schlafe gehabt habe, oder daß ſie ſich nur als somnambül geſtellt und das Ganze eine Erfindung von ihr oder ihrem Vater ſei?

Iſt ſie eine Betrügerin, die ganze Erzählung vom Jahre 1900 kein prophetiſches Geſicht, ſondern im wachen Zuſtande von Jemanden erfunden und dann von der Henriette, während ſie ſich ſomnambül ſtellte, vorgetragen — ſo könnte man beinahe denken, es ſtecke ein Schalk dahinter, dem es darum zu thun geweſen ſei, eine von ihm fabrizirte Satire in das Publicum zu bringen. Allein, laſſen wir das auf ſich beruhen. Die Zeit wird bald entſcheiden, ob Henriette eine wirkliche Somnambüle iſt, oder eine Betrügerin. Die ganze Stadt nicht nur, ſondern die ganze weite Umgegend befindet ſich in lebhafter Aufregung und es giebt unter den vielen Neugierigen, welche täglich herbeiſtrömen, gewiß nicht wenige, welche es ihr angelegentlichſtes Streben ſein laſſen, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

In Kurzem werde ich Ihnen weitere Nachrichten über das Mädchen geben. Bis dahin müssen Sie sich schon gedulden.

Der nächste Brief des Consistorialraths war folgender:

S..., den 15. Januar 1838.

Wiewohl es meine Absicht war, Ihnen, verehrtester Freund, in diesem Briefe mitzutheilen, was unsere Somnambüle über die Entstehung der Welt verkündigt habe, so muß ich diese Mittheilung doch noch für den nächsten Brief verschieben, da mir der Freund, welcher den kosmogonischen Bericht nachgeschrieben, denselben noch nicht mitgetheilt hat.

Übrigens muß ich gestehen, daß der Somnambulismus der Henriette Hildesheim mit jedem Tage verdächtiger wird. Am 10. Januar waren über funfzig Fremde angekommen, um sie zu sehen und zu hören. — Da war sie so gütig, an diesem Tage dreimal in magnetischen Schlaf zu fallen, damit alle Fremde be-

friedigt werden könnten. Iſt das nicht auffallend?

In dem ſüdweſtlichen Deutſchlande ſpukt indeſſen Somnambulismus und Beſeſſenheit noch immer weit toller als in unſerm S... Indeß tritt jetzt dort die Obrigkeit, wie es ſcheint, etwas energiſcher auf. In der Gemeinde Mußbach, Kantons Neuſtadt in Rheinbaiern, hat die Polizei eine Somnambüle ſammt ihren Gehülfen ſo kräftig zurecht gewieſen, daß der ganze Spuk verſchwunden iſt. Das Mädchen dient wieder als Magd in Mußbach und hat alle Luſt zum Wunderthun verloren. Warum mag man nicht auch hier in S... bereits eingeſchritten ſein, wenigſtens um dem Unfuge zu ſteuern? Denn ein ſolcher iſt wirklich dieſes Gehen und Kommen von Fremden, welche der Ruf des Mädchens anlockt.

Vielleicht erleben wir auch nächſtens etwas. Der Phyſikus war in der Hildesheimſchen Wohnung, ſoll hart und heftig mit den Leuten geſprochen, ſie in die höchſte Beſtürzung

verſetzt und dann höchſt aufgebracht verlaſſen haben.

Im Würtembergſchen ſoll ein neu ordinirter Pfarrer den Satan ſehr intolerant behandelt haben. Es wurde dieſem Pfarrer gemeldet, daß in ſeinem Dorfe eine Beſeſſene ſei, bei der alle Beſchwörungen vergebens geblieben wären. Er redete dem alten Weibe gut und vernünftig zu, aber die angeblich vom Satan Beſeſſene ſtreckt die Zunge gegen ihn aus, heult, verdreht die Augen, zuckt mit Händen und Füßen, und da der Pfarrer durch das Alles noch nicht außer Faſſung gebracht wird, ſo packt ſie ihn ſelbſt. Doch der junge Mann kennt keine Furcht und verſteht auch bei ſolchen Dingen keinen Spaß. Er packt die Alte ſeinerſeits ebenfalls und zwar handfeſt, worauf er ſie fragt: „Wirthſchaftet der Teufel wirklich ſo in Dir?“ Und die Alte entgegnet keck: „Ja!“ Da ſetzt der Pfarrer dem Satan mit Rütteln, Schütteln und kräftigen Rückenpüffen ſo beharrlich zu, daß endlich die flehende Erklärung folgt: „Der Satan ſei gewichen.“ Auch hat ſich der Satan ſeitdem bei

der Alten nicht wieder eingefunden, obſchon dieſe dadurch einer erklecklichen Leibrente verluſtig gegangen iſt. Auf dieſes Ereigniß erfand ein Spaßvogel folgendes, vom Herrn Profeſſor Eſchenmayer noch nicht bekannt gemachtes Recept:

Wer als beſeſſen ſich erklärt,
Dem gieb 'ne tücht'ge Watſche;
Hilft's nicht, greif' zur Karbätſche:
Dies Mittel, wenn man gut verfährt,
Hat ſtets ſich als probat bewährt.

Am Ende bewährte ſich das Mittel bei den Hildesheimſchen Leuten auch als probat. Wir müſſen erwarten, ob es nicht noch Anwendung finden wird.

Ich ſchlug im Brockhauſiſchen Converſations-Lexikon den Artikel Beſeſſene nach, aber es ging mir leider wie gewöhnlich, und wie es vielleicht noch Vielen außer mir geht: was man wiſſen will, findet man nicht, was man findet, weiß man ſchon. Ich fand diesmal nur ein oberflächliches, fades Raiſonnement, welches ohne weitere Gründlichkeit das Beſeſſenſein für dummes Zeug erklärt. Ich denke aber, wer das Converſations-Lexikon nachſchlägt, wird nicht wiſſen

wollen, was man vom Beſeſſenſein vernünftiger Weiſe zu halten hat, ſondern, was man unter dem Ausdrucke zu verſtehen habe und was für Meinungen von den verſchiedenen Auctoritäten und zu verſchiedenen Zeiten darüber aufgeſtellt ſeien. Da dies aber nicht geſchehen iſt, und es doch nicht unintereſſant iſt, es zu erfahren, ſo werde ich verſuchen, das Weſentliche hier zuſammenzuſtellen.

Unter Beſeſſenſein oder Beſeſſung verſtand und verſteht man den Zuſtand des Menſchen, da der Satan in ſeinem Leibe wirkt und ſeltſame und Staunen erregende Wirkungen in demſelben hervorbringt. Dieſes iſt die eigentliche und gewöhnliche Bedeutung, ſowohl der genannten deutſchen Ausdrücke, wie des lateiniſchen Wortes **obsessio**. Bisweilen gebrauchte man aber auch das Wort im weitern Sinne, von der geiſtigen und leiblichen Beſeſſung zugleich.

Die frühern Philoſophen meinten, es erhelle aus des Satans Macht, in die Materie und den Körper zu wirken, daß er einen Menſchen leiblicher Weiſe beſitzen könne. Noch Tho-

masius, in seinem „Versuche vom Wesen des Geistes," räumte das ein, so wie er auch in seiner Vorrede zu „Webster's Untersuchung der vermeinten und wirklichen Hexereien" sagt, er glaube, daß der Teufel ein Geist sei, der noch heut zu Tage in vielen Menschen Böses wirke, daran er sein Tage nicht gezweifelt, noch viel weniger geleugnet, daß ein Geist wirklich in einem Körper wirken könne. Ja, daß er wirklich Menschen leiblich besessen, bewiesen die Beispiele von Personen, die zu gewissen Zeiten Dinge vorgenommen, die weder von Gott, noch den guten Engeln, noch der menschlichen Seele herkommen, und also nothwendig ihren Ursprung vom Teufel haben müssen. Watch, in seinem philosophischen Lexikon, kannte den Unterschied zwischen Besessensein und Somnambulismus noch nicht, denn er sagt, bei solchen besessenen Menschen nähme man eine Erkenntniß fremder Sprachen wahr, die sie nie gelernt hätten, und von denen sie auch nichts mehr wüßten, wenn der Paroxysmus vorbei sei; auch bemerke man bei ihnen eine Wissenschaft künftiger und verborgener Din-

ge, die ſie vorher verkündigen und nachgehends richtig eintreffen. Daß man aber auch Fieber-Paroxysmen für Beſeſſenſein hielt, geht daraus hervor, wenn derſelbe Walch a. a. O. ſagt, daß man bei Beſeſſenen, die vorher von ſchwacher Leibesbeſchaffenheit geweſen, oft eine ungewöhnliche und außerordentliche Stärke antreffe. Alles dieſes aber wären ſolche Wirkungen, welche über die ordentlichen Kräfte des Geiſtes ſowohl, als der Seele hinausgingen und folglich für keine natürlichen Wirkungen anzuſehen wären. Noch viel weniger, glaubten die frühern Theologen und Philoſophen, würde man Gott oder einen guten Engel als die Urſache jener Wirkungen anſehen können, weil bei beſeſſenen Leuten ſolche Dinge mit vorkämen, die mit der Ehre Gottes ſtritten, auch die Beſeſſung ſelbſt zum Verderben ziele. Nothwendig müſſe daher ein böſer Geiſt dahinter ſtecken, welches noch mehr durch die Beiſpiele der heiligen Schrift beſtärkt werde.

Walch in ſeinem philoſophiſchen Lexikon S. 223 führt an, daß Majolus dier. canic.

colloq. 3. Beiſpiele von teufliſchen Beſeſſungen aus den weltlichen Geſchichten geſammelt habe, doch räumt er ſelbſt wenigſtens das ein, daß eine gute Prüfung ſowohl in Anſehung ihrer Glaubwürdigkeit, als der Umſtände ſelbſt, ob dieſelben wirklich eine Beſeſſung des Teufels anzeigen, vorzunehmen ſei. Denn oftmals habe man darin verſtoßen und natürliche Wirkungen für teufliſch gehalten, weßhalb verſtändige Ärzte bei ſolchen Fällen zu Rathe zu ziehen wären. Doch ſpricht er feſt ſeine Meinung aus, daß es eine ſehr verwegene Übereilung ſein würde, wollte man damit alle Wirkungen des Satans aus dem Wege räumen und von Beſeſſenen nichts wiſſen.

Indeß fanden ſich ſchon ſehr früh genug Schriftſteller, welche mit der gemeinen Anſicht nicht zufrieden waren und ſich derſelben bald auf die eine, bald auf die andere Weiſe widerſetzten. Einige verfuhren dabei ſo, daß ſie alle Macht des Satans auf Erden leugneten. Der Satan ſei mit Ketten der Finſterniß gebunden, könnte hier nichts wirken, und Zauberei, Geſpenſter,

Beſeſſung wären alſo gar nichts Teufliſches. Dieſe Meinung entwickelt unter Andern Balthaſar Becker in „der bezauberten Welt," Buch 2. Kap. 27. Er will beweiſen, daß alle Leute, die man für teufliſch Beſeſſene gehalten, ſonderlichen Krankheiten unterworfen geweſen wären. Seine Gegner behaupteten dagegen, Becker's Hauptſatz ſei ungegründet, er habe bei der Sache die klarſten bibliſchen Geſchichten auf gottloſe Art verdreht, oder erkannten auch wohl geradezu, „ſein ganzes Syſtem ſei abgeſchmackt."

Andere gingen nicht ſo weit wie Becker, daß ſie die ganze Macht des Satans auf Erden hätten aufheben ſollen, aber ſchränkten dieſelbe doch ſo weit ein, daß ſie behaupteten, er könne nicht leiblicher, ſondern nur geiſtiger Weiſe bei den Menſchen wirken, und von dem, was zu den Zeiten Chriſti geſchehen wäre, habe man keinen Schluß auf die jetzigen Zeiten zu machen, weil es damals etwas Außerordentliches geweſen und jetzt, da das Evangelium beſtätigt, nicht mehr nöthig ſei. Dieſes iſt auch die Meinung, welcher Webſter in

dem angeführten Buche beitritt. Denn im 16. Kapitel giebt er die ſichtbaren Erſcheinungen der guten und böſen Engel in ſo fern zu, als dazu eine göttliche Kraft kommen müſſe, es aber in ihrer eignen Macht nicht ſtehe, zu erſcheinen. Er meint daher, man könne vernünftiger Weiſe wohl ſagen, daß Gott, wie er in vorigen Zeiten oftmals gute Engel ſichtbarlich geſandt habe, um ſeine Knechte vornehmlich zu lehren, zu erinnern und zu tröſten, alſo auch bisweilen böſe Geiſter ausſende, welche die Gottloſen nicht allein innerlich in ihren Gemüthern betrügen und verführen, ſondern auch ſichtbarlich erſcheinen, um die Gottloſen zu erſchrecken, zu plagen und zu tödten, oder ſonſt etwas zu Offenbarung göttlicher Ehre zu thun; worauf er zugiebt, daß in den Tagen, wo unſer Heiland noch auf der Erde geweſen, Leute leiblicher Weiſe beſeſſen worden wären. Allein bald darauf ſchreibt er: Ob aber nun gleich dieſes von uns noch ſo willig und völlig zugegeben wird, daß es in den Zeiten, ſo im alten und neuen Teſtament benennt, ja vielleicht noch ein hundert und mehr Jahre bar-

nach, Leute gegeben, die vom Teufel sind besessen und geplagt worden, wie auch, daß zu der Zeit viele Wunderwerke geschehen; so wird man doch nothwendig sagen müssen, daß jetzt alle Wunderwerke völlig aufgehört haben, indem sie nicht mehr nöthig sind, das Evangelium zu bestätigen, als welches jetzo schon bestätigt und bekräftigt ist.

Die dritte Meinung finden wir bei Rüdiger physica divina 1, 4, 6, 93. Er hält dafür, daß man nach der Vernunft keine Kennzeichen haben könne, woraus eine wahre teuflische Besessung bei einem Menschen zu schließen sei, als welches blos durch die Offenbarung müsse erkannt werden. Denn daß man meinte, es könnte dasjenige, was man bei den Besessenen wahrnehme, nicht natürlicher Weise zugehen, solches sei überhaupt nichtig, weil überhaupt kein Mensch wissen könnte, was in der Natur möglich oder unmöglich sei, angesehen so viele verborgene Kräfte der Natur wären, die uns stets verborgen blieben. Und ob man schon in manchen natürlichen Dingen zuweilen ein und die

andere Möglichkeit wisse, so ginge doch solches bei der ganzen gewissen Erkenntniß der Unmöglichkeiten nicht an, es wären denn mathematische Dinge. Wollte man aber daher eine teuflische Besessung schließen, weil ein Mensch böse und gottlose Dinge vornähme oder rede, so müßten auf solche Weise alle Menschen vom Teufel leibhaftig besessen sein; wie denn auch die außerordentliche Stärke, die man an solchen Leuten zu bemerken pflegte, noch kein gewisses Kennzeichen sei, indem man dieselbe auch bei Rasenden antreffe, und noch viel weniger werde die Erkenntniß fremder Sprachen davon überzeugen, nachdem man in den Geschichten hin und wieder Beispiele anträfe, daß Leute bei Fiebern und andern Krankheiten eine gleiche Kenntniß gezeigt, davon Borellus observ. 2, 54 nachzusehen.

Wer nun noch weiter über diesen Gegenstand belehrt sein will, der mag Mayeri hist. diaboli oder Westphal's patholog. dæmonicam lesen. Was aber die Geschichte der Besessung und die Meinungen darüber in neuerer

Zeit betrifft, ſo geben in dieſer Hinſicht die Kernerſchen und Eſchenmayerſchen Werke Aufſchluß.

Über Schwärmerei und die Mittel dagegen ſchrieb ſchon 1790 Kant einen kleinen Aufſatz an den nachherigen Biſchof Borowsky, den dieſer ſeiner Schrift Caglioſtro einverleibte und der folgendermaßen lautet: Sie fragen mich, wo der Hang zu der jetzt ſo überhand nehmenden Schwärmerei herkommen möge und wie dieſem Uebel abgeholfen werden könne. Beides iſt für die Seelenärzte eine eben ſo ſchwer zu löſende Aufgabe, als der vor einigen Jahren poſtſchnell ſeinen Umlauf nehmende ruſſiſche Katarrh (Influenza), der unaufhaltſam Viele befiel, aber von ſelbſt bald aufhörte, es für unſere Leibärzte war, die mit jenen darin viel Ähnlichkeit haben, daß ſie die Krankheiten beſſer beſchreiben, als ihren Urſprung einſehen oder ihnen abhelfen können; glücklich für den Kranken, wenn ihre Vorſchriften nur diätetiſch ſind und reines kaltes Waſſer zum Gegenmittel empfehlen, der gütigen Natur aber das Übrige zu verrichten überlaſſen.

Wie mich dünkt, iſt die allgemein ausge-

breitete Leſeſucht nicht blos das Vehikel, dieſe Krankheit zu verbreiten, ſondern auch der Giftſtoff, ſie zu erzeugen. Der wohlhabendere, mitunter auch der vornehmere Stand, der, wo nicht auf Überlegenheit, doch wenigſtens auf Gleichheit in Einſichten mit denen Anſpruch macht, welche ſich dahin auf dem dornigten Wege gründlicher Erlernung bemühen müſſen, begnügt ſich, gleichſam den Rahm der Wiſſenſchaften in Regiſtern und ſummariſchen Auszügen abzuſchöpfen, will aber doch gern die Ungleichheit unmerklich machen, die zwiſchen einer redſeligen Unwiſſenheit und gründlicher Wiſſenſchaft bald in die Augen fällt, und dieſes gelingt am beſten, wenn er unbegreifliche Dinge, von denen ſich nur einige luftige Möglichkeit denken läßt, als Facta aufhaſcht und dann den gründlichen Naturforſcher auffordert, ihm zu erklären, wie er wohl die Erfüllung dieſes oder jenes Traumes, dieſer Ahnung, dieſer aſtrologiſchen Vorherſagung oder Verwandlung des Blei's in Gold ꝛc. erklären wolle: denn hierbei iſt, wenn das Factum eingeräumt wird (welches er ſich nicht abſtreiten läßt), Einer ſo un-

wiſſend wie der Andere. Es war ihm ſchwer, Alles zu lernen und zu wiſſen, was der Naturforſcher weiß, daher verſucht er es, auf dem leichtern Wege die Ungleichheit verſchwinden zu machen, indem er nämlich Dinge auf die Bahn bringt, davon beide nichts wiſſen und einſehen, von denen er alſo die Freiheit hat, allerlei zu urtheilen, worin es der Andere doch nicht beſſer machen kann. Von da breitet ſich nun die Sucht auch unter Andere im gemeinen Weſen aus.

Wider dieſes Übel ſehe ich kein anderes Mittel, als das Vielerleilernen in Schulen auf das Gründlichlernen des Wenigern zurückzuführen und die Leſebegierde nicht auszurotten, ſondern dahin zu richten, daß ſie abſichtlich werde, damit dem Wohlunterwieſenen nur das Geleſene, welches ihm baaren Gewinn an Einſicht verſchafft, gefalle, alles Übrige aber anekele. Ein deutſcher Arzt (Grimm) hält ſich in ſeinen „Bemerkungen eines Reiſenden" über die franzöſiſche Allwiſſenheit, wie er ſie nennt, auf; aber dieſe iſt lange noch nicht ſo geſchmacklos, als wenn ſie ſich bei einem Deutſchen ereignet, der gemeinig-

lich daraus ein schwerfälliges System macht, von dem er nachher nicht leicht abzubringen ist, indessen daß eine Mesmeriade in Frankreich einmal eine Modesache ist und bald darauf gänzlich verschwindet.

Der gewöhnliche Kunstgriff, seiner Unwissenheit den Anstrich von Wissenschaft zu geben, ist, daß der Schwärmende fragt: begreift ihr die wahre Natur der magnetischen Kraft oder kennt ihr die Materie, die in den elektrischen Erscheinungen so wunderbare Wirkungen ausübt? Nun glaubt er mit gutem Grunde von einer Sache, die, seiner Meinung nach, der größte Naturforscher ihrer innern Beschaffenheit nach eben so wenig kennt als er, auch in Ansehung der möglichsten Wirkungen derselben eben so gut mitreden zu können. Aber der Letztere läßt nur solche Wirkungen gelten, die er vermittelst des Experiments jederzeit unter Augen stellen kann, indem er den Gegenstand gänzlich unter seine Gewalt bringt, indessen daß der Erstere Wirkungen aufrafft, die sowohl bei der beobachtenden als der beobachteten Person gänzlich von der Einbildungskraft herrüh-

ren können und also sich keinem wahren Experimente unterwerfen lassen.

Wider diesen Unfug ist nun nichts weiter zu thun, als den animalischen Magnetiseur magnetisiren und desorganisiren zu lassen, so lange es ihm und andern Leichtgläubigen gefällt; der Polizei aber es anzuempfehlen, daß der Moralität hierbei nicht zu nahe getreten werde, übrigens aber für sich den einzigen Weg der Naturforschung, durch Experiment und Beobachtung, welche die Eigenschaften des Objects den äußern Sinnen kenntlich werden lassen, ferner zu befolgen. Weitläuftige Widerlegung ist hier wider die Würde der Vernunft und richtet nichts aus; verachtendes Stillschweigen ist einer solchen Art von Wahnsinn besser angemessen, wie denn auch dergleichen Ereignisse in der moralischen Welt nur eine kurze Zeit dauern, um andern Thorheiten Platz zu machen.

So weit Kant. Bald ist es funfzig Jahre her, daß er diese Worte schrieb, aber dennoch passen sie auf unsere Zeit ganz genau. — —

S..., den 3. Februar.

Die Kosmogonie der Henriette Hildesheim bin ich Ihnen noch schuldig. Wenn sie wirklich von einem höhern Geiste eingegeben ist, so werden durch dieselbe die sonderbaren Entdeckungen gewisser neuerer Naturforscher — die man jedoch noch mit ziemlich vielem Rechte für Narren hält — bestätigt. Doch überzeugen Sie sich selbst. Hier ist die neue kosmogenetische Theorie, in Form eines Protokolles bei der Somnambüle aufgenommen von einem meiner Freunde.

Eine Vigintillion ist eine Zahl, so groß, daß sich Niemand einen Begriff von ihr machen kann. Wenn alle Menschen, die je gelebt haben, von Anbeginn der Welt an bis jetzt, ununterbrochen gezählt hätten, so hätten sie noch immer keine Vigintillion gezählt. Und doch ist eine Vigintillion noch ein Nichts gegen die Zahl der kleinen Stäubchen und Thierchen, welche in dem Weltenraume umherfliegen, in dem Raume, welchen die Engherzigkeit den leeren nennt.

Leben wohnt in dem Leben, Leben lebt auf dem Leben. Wenn unter dem berühmteſten Mikroſkope der neuern Zeit ein Waſſertropfen drei Millionen Mal vergrößert wird und die Thierchen, welche wir bisher für unendlich klein hielten, in der Größe von Krebſen erſcheinen, ſo ſehen wir in dem ſo ungeheuer vergrößerten Waſſertropfen noch immer eine Unzahl von Thierchen, welche ſo klein ſind, daß ſie kaum als Stäubchen erſcheinen. Und doch leben dieſe wieder von andern noch kleinern Thierchen.

So im Waſſer — ſo auch in der Luft, in dem unendlichen Raume. Aber fern von den bereits ausgebildeten Körpern iſt keine Anziehungskraft, als die einer Sonne, um die Alles ſich bewegt. Stirbt dort eines jener unendlich kleinen Thierchen ab, hatte es den freien Willen ſich zu bewegen, verloren, ſo ſchwebt es, einem Weltenkörper gleich, in engerer oder weiterer Bahn um die Sonne herum. Gleichartige Körper wirken mächtig auf einander, ziehen einander an. Kommen alſo zwei ſolcher entſeelter Hüllen unendlich kleiner Thierchen zuſammen, ſo vereinigen

sie sich und bekommen schon die Stärke, eine dritte leichter an sich zu ziehen und mit sich zu vereinigen. So geht es fort und fort. Die kleinen entstehenden Welten bewegen sich in ihren Bahnen, leuchten mit dem Lichte, das auch ihnen vom Urquell alles Lichtes ausströmt, und erscheinen uns, wenn sie zu nächtlicher Zeit uns näher kommen, als die sogenannten Sternschnuppen. Auch diese kleinen Welten üben eine gegenseitige Anziehungskraft aus und wenn zwei derselben einander zu nahe kommen, so vereinigen sie sich. Dadurch mindert sich die Zahl der kleinen Körper in dem Maße, wie sich die Zahl der größern mehrt.

Kommt aber ein solches entstehendes Weltchen einem größern Erdballe, z. B. unserer Erde, zu nahe, so wird es mit unwiderstehlicher Gewalt angezogen. Die Schnelligkeit des Falles wächst mit der Weite desselben, und bewirkt eine nicht blos leuchtende, sondern wirklich glühende Entzündung. Als Meteore bekannt, sehen wir jährlich solche kleine Welten auf unsere Erde herabstürzen.

Gelangt ein solches Weltchen in einen Raum, wo es von einem Planeten gleich stark, wie von der Sonne angezogen wird, so beginnt es als neuer Trabant jenen Planeten zu umkreisen. Zum Trabanten eines Mondes wird es, wenn es von dem Planeten gleich stark wie von seinem Monde angezogen wird.

Die ersten Welten, welche in dem die Sonne umgebenden, sogenannten leeren Raume entstanden, waren die Planeten, deren einer unsere Erde ist. Sie nahmen ihre Bahnen fast in gleicher Ebene und drehen sich in dieser noch um die Sonne. Die später entstehenden Welten, welche von den Planeten nicht angezogen werden konnten, wurden wenigstens durch den Luftzug derselben in andere Bahnen geschleudert, daher kommt es, daß die Ebene ihrer Bahnen die Ebene der Planetenbahnen fast senkrecht durchschneidet. Wir kennen diese Welten unter dem Namen der Kometen. Der Strahlenschweif, den wir hinter ihnen sehen, hat keine andere Ursache, als der Strahlenschweif, den wir hinter einer rasch durch die Luft bewegten glühenden

Kohle bemerken, ist nur eine Täuschung unserer Augen, welche den scheinenden Körper noch da sehen, wo er schon nicht mehr ist, welche die empfangenen Eindrücke länger behalten, als die Ursache der Eindrücke vorhanden ist. Eben solche Strahlenbüschel würden wir hinter allen andern Gestirnen sehen, wenn nicht andere Ursachen es verhinderten, denn theils sind die andern Gestirne zu entfernt, theils hat auch die Neigung der Kometenbahnen allein jene günstige Lage, daß wir von unserer Erde aus die Strahlenbüschel sehen können.

Es ist die größte Thorheit, wenn man annimmt, der strahlende Schweif der Kometen sei eine Anhäufung wässeriger Dünste. Diese Meinung herrschte schon vor der Sündfluth und daher kam Noah auch auf den Gedanken, seine Arche zu erbauen, in welcher er sich und seine Familie rettete. Die Sache verhält sich, wie mein Männchen mir versichert, folgendermaßen:

Vor bald sechstausend Jahren war das Menschengeschlecht auf einen so hohen Gipfel der geistigen Ausbildung gekommen, daß nur noch

wenig fehlte, um die Menschen göttergleich zu machen. Alle ihre Bedürfnisse waren unendlich verfeinert und es gab nichts mehr, was noch hätte erfunden werden können, um die Annehmlichkeiten des Lebens höher zu steigern. Daher wurde das Menschengeschlecht träge und faul. Die Söhne machten handwerksmäßig nach, was sie von ihren Eltern gesehen hatten, ohne sich um die Ursachen, warum es so und nicht anders gemacht werden müsse, weiter zu bekümmern. Ich will nur eine Sache anführen, um das deutlicher zu machen, was ich im Allgemeinen so eben angab. Die weisen Astronomen des Alterthums hatten vermittelst ihrer hohen, jetzt noch immer nicht wieder erreichten Kenntnisse in der Mathematik die Bahnen aller Weltkörper berechnet und Tabellen verfertigt, aus denen man für ewige Zeiten mit leichter Mühe Alles ersehen konnte, was sich am Himmel zutragen mußte. Als diese Tabellen einmal verfertigt waren, hielt das ausgeartete Geschlecht für unnöthig, länger die schwierige Wissenschaft der Astronomie zu

betreiben und vergaß endlich völlig, auf welche Art jene Tabellen berechnet waren.

Eine jener Tabellen hatte Noah von seinen Vorfahren ererbt. Noah war ein unwissender, abergläubischer Säufer, der eben den Rest seines Vermögens vertrunken hatte, und um noch einmal sich bezechen zu können, auch jene astronomische Tabelle, die Jahrhunderte lang in seiner Familie vom Vater auf den Sohn vererbt war, verpfänden wollte. Noah war, beiläufig gesagt, eben so wenig ein frommer Mann, wie Salomo ein weiser König war. Nur jüdische Schriftsteller konnten einen Salomo den Weisen nennen, bei jedem andern Volke würde solch einen König der elendeste Straßenbube nicht angesehen haben und es gehörte wahrlich ein närrisches Volk dazu, das den weisen Salomo nicht in das Tollhaus sperrte. — Als nun Noah die Tabelle verpfänden wollte, blickte er zufällig hinein, und sah, daß wenige Monate später ein Komet nothwendig mit unserer Erde zusammentreffen müsse, und eine Vereinigung beider Körper entstehen würde. Da wurde er angst. Sein

Aberglaube, dem zufolge er glaubte, ein Komet sei von einem ungeheuern wässerigen Dunstkreise umgeben und bringe daher Überschwemmungen mit sich, rettete ihm indeß das Leben. Er baute sich ein wasserdichtes bretternes Haus, das mit einem ungeheuern Schiffe Ähnlichkeit hatte, und begab sich in dasselbe an dem Tage, wo seiner Tabelle zufolge der Komet mit der Erde zusammentreffen mußte.

Was wir jetzt die östliche Halbkugel nennen, bestand schon damals mehr aus Festland, während die sogenannte westliche Halbkugel aus einem ungeheuern Meere bestand. Glücklicher Weise traf der Komet gerade mit diesem Meere zusammen, stürzte in dasselbe und bildete den Erdtheil, den wir Amerika nennen. Da er in der Richtung von Norden nach Süden mit der Erde zusammentraf, so flogen seine Trümmer auch in dieser Richtung aus einander, und daher kommt es, daß Amerika mehr lang als breit, von Norden nach Süden gestreckt, und im Norden breiter sich ausdehnt, im Süden ganz spitz zuläuft.

Als aber der Komet, welcher eben keiner der kleinſten war, in das ungeheuere Meer fiel, trat dieſes einestheils über ſeine Ufer und überſchwemmte Alles, anderntheils ſprizte auch ſo viel Waſſer ſo hoch in die Luft, daß dieſes Waſſer, als es wieder niederkam, einem ungeheuern Regen glich, der viele Tage dauerte und ſich über die ganze Erde verbreitete. Erſt nach und nach verlief ſich das Waſſer und Noah, als er wieder auf das Land trat, richtete ſeine erſten Gedanken auf die Anpflanzung eines Weinſtocks, berauſchte ſich auch bald — ſo wenig hatte ſeine wunderbare Rettung zu ſeiner Beſſerung beigetragen! Seine Söhne wuchſen wie das liebe Vieh auf und lernten gar nichts, daher mußten die ſpätern Nachkommen, von der Noth gezwungen, erſt nach und nach mühſam das wieder erfinden und erſinnen, was vor der Sündfluth ſchon viel beſſer bekannt geweſen war.

Das iſt die Kosmogonie der Henriette Hildesheim. Mancher hat ſchon bei wachem

Geiste ähnliche und noch abgeschmacktere Dinge geträumt, und man muß Henriettens Phantasien doch noch immer den Vorzug zugestehen, daß sie etwas für sich haben.

Eigentlich sollte wohl der Mensch gar nicht nachgrübeln über Dinge, welche der irdische Verstand offenbar nie ergreifen wird oder kann. Doch bisweilen phantasiren Menschen, die zu den Gebildeten gezählt sein wollen, über solche Dinge mit eben so viel Frechheit wie Unverstand. So auch ein gewisser Dr. Hofbauer in seiner Schrift „das Weltgebäude." Zwar habe ich das Buch nicht selbst gelesen, sondern kenne es nur aus den Auszügen, welche eine schlechtrenommirte Zeitschrift aus demselben giebt, aber diese Auszüge reichen schon hin, das Buch zuwider zu machen. Es giebt in unsern Tagen Schriftsteller, welche hinter prunkenden Worten die Flachheit ihres Geistes zu verbergen suchen und auch Leser genug finden, welche in der bunten Hülse Anstaunen sich so vertiefen, daß sie den Kern gänzlich vergessen. Diese Art von Schriftstellern scheint unserm denkenden Europa gar nicht an-

zugehören, sondern eher dem schwärmenden, bilderreichen Asien, und seit gewisse Juden frech genug waren, uns Europäern ein neues Europa aufdringen zu wollen, hat sie mehr denn zu viele Anhänger gefunden, wiewohl sie von der Klasse der Verständigern immer verachtet blieb und bleiben wird.

Dieser uneuropäischen und besonders undeutschen Klasse von Schriftstellern gehört auch Herr Hofbauer an. Vernehmen Sie hier einige seiner Tiraden:

„Wollen wir die heimische Erde verlassen, und uns, wie durch eine höhere Macht beflügelt, in die Welten versetzen, welche über unsern Häuptern schweben, wird hoffentlich inniges Vergnügen über das, was wir dort erwarten, unsere fühlende Seele durchdringen." (Wie poetisch! Der Satz endet sogar mit einem Stück Hexameter. Übrigens muß Hr. H. auch somnambül sein, denn es scheint ihm mit der Reise nach andern Welten Ernst zu sein.)

Er fährt fort in seinen Schwärmereien: „Sind die andern Planeten unsers Sonnenge-

stets bewohnt, diese Brüder und Schwestern (Uranus, Saturn, Jupiter ꝛc. werden ja wohl die Brüder; Juno, Venus, Vesta ꝛc. die Schwestern sein) unserer lieben Erde? Wer könnte diese Frage wohl verneinen?" (Solcher Kanzelton paßt wohl für Gegenstände der Moral ꝛc., aber nicht hier her. Wir können hier nichts verneinen und nichts bejahen.) „Freilich nicht Geschöpfe, wie solche die Erde zeugt und nährt, können die Fluren (sic!) aller Planeten füllen, sondern es ist, immer und überall die Kreatur gemäß ihres Wandelsternes Natur gebaut und eingerichtet." (Das läßt freilich Gottes Weisheit vermuthen, allein der Mann spricht doch auch gar zu gewiß, als habe er schon die andern Planeten bereis't.) „Africa's Sonne wirkt mächtig auf die organische (nicht auch auf die unorganische?) Natur, und schwärzt den Sterblichen am Senegal; aber was will die Wärme dieser Sonne gegen die Gluth jener sagen, welche am hellen Himmel Merkurs in imposanter Größe wechselnd auf- und niedergeht?" (Die Dummheit mit Bombast umwickelt bleibt immer Dummheit. Herr Hof-

bauer glaubt, auf dem Merkur müſſe die Hitze gröſſer ſein, wahrſcheinlich weil er der Sonne näher iſt; ein Beweis, daß er nichts von der Phyſik verſteht und gar nicht weiß, auf welche Art die Sonnenſtrahlen wärmen. Daher fährt er fort:) „Unſere Pflanzen und unſere Thiere und wir Menſchen ſelbſt würden dort in kurzer Zeit verſengen. Uranus Bürger dagegen müßten vor Kälte erſtarren, Saturns Polbewohner durch funfzehnjährige rauhe düſtere Nacht hinſchmachten, und die Söhne Jupiters bei der Dichte der Atmoſphäre ihres Planeten augenblicklich erſticken, wenn die Lebendigen auf jenen fernen Welten mit uns Bürgern der Erde eine gleiche Organiſation trügen. Nein, jedem Planeten in unſerm Sonnenſtaate iſt ſeine Kreatur mit Weisheit gleichſam angebildet, nirgend ſtrahlt ein ſtärkeres Licht, als das Auge ertragen kann, allenthalben ſind Wärme und Kälte dem Gefühl gemäß und überall wirken die Kräfte harmoniſch zuſammen zu Gunſten des höhern Lebens."

Wer kann da noch zweifeln, daß Herr Hofbauer ſchon das ganze Planetenſyſtem bereiſ't

hat, oder wenigſtens in einer Verzückung war, als er jene Worte niederſchrieb. Seine weitern Träume gehen aber noch über die Verzückungen einer Somnambüle hinaus und würden einem Lügen-Münchhauſen keine Schande gemacht haben. Er erzählt, daß auf dem Merkur Weſen ſind, die im Feuer leben können; die Menſchen auf dem Jupiter athmen nicht, aber haben eine hellere Erkenntniß der Wahrheit und Gerechtigkeit, und üben ſtrenger ihre Pflichten, als die Menſchen unſerer Erde; die höchſten Kreaturen (vielleicht ſind mit dieſem ſonderbaren Ausdrucke die Polarbewohner gemeint) Saturns haben mehr und ſchärfere Augen als wir; die Uranusbürger ſind auf wunderbare Weiſe gegen Kälte geſchützt. Warum faſelt er nicht auch von Gewächſen, die in der Dunkelheit und eiſiger Kälte wachſen, damit ſeine Uranusbewohner auch etwas zu eſſen bekommen?

Hören wir auch nun, was er von den Monden ſchwatzt.

„Sind die Monde bevölkert, dieſe Satelliten, dieſe treuen Diener und Fackelträger der Erden?

Alle Monde, die wir kennen, haben Gleichheit der Revolution (?) und Rotation, und schon durch dieses Umstand müssen alle Mondbewohner, wenn solche Gott hat werden lassen, ganz andere Wesen sein und andere Naturen haben als die Planetenbewohner. Sie schlafen wenigstens durch lange Nächte sanft und still. (!) Es scheint unser Erdtrabant kein Wasser und keine Atmosphäre zu haben; demnach trinken und athmen seine Geschöpfe nichts, demnach kennen sie auch keine Wasserfluthen und Orkane, keine Morgen- und Abendröthe, keinen Regenbogen, keinen Blitz und Donner, ihr Himmel vielmehr ist immer heiter und hell. Nur die Seleniten der uns immer zugekehrten Seite des Mondes sehen das erhabene Schauspiel der Erde, und bekommen von dieser des Nachts ein vierzehnmal stärkeres Licht, als wir von unserm Monde, während die Seleniten der andern Seite des Mondes unsern schönen Planeten, diesen Schmuck des dortigen Himmels, nicht kennen, ihre Nächte sind immer völlig schwarz. Vielleicht jedoch, daß auf unserm Nacht- und Traumgestirn die gol-

dene Zeit, die Zeit des Paradieſes, längſt vergangen und Alles auf ihm in Ruhe ſich befindet und allenthalben Grabesſtille herrſcht; ich meine, daß dieſe Kugel ſich ſelbſt gegenwärtig vielleicht überlebt hat und einem andern Leben entgegenſchlummert, einem beſſern Leben, wo neue Vegetation auf ihr eben ſo friſch und blühend als je wieder beginnt und neue Kreaturen mit der Unſchuld der erſten Urzeit wieder geboren werden. Denn unterliegt nicht Alles auf Erden und am Himmel ewigem Wechſel?"

Nun frage ich, was iſt mit allem dieſen Klingklang von leeren Phantaſieen und Träumereien gewonnen? Iſt es einem nichtſomnambülen Menſchen, der Anſprüche darauf macht, Vernunft zu beſitzen, zu verzeihen, wenn er auf ſo nichtsnutzige Weiſe Zeit und Papier vergeudet? Und worauf fußen alle jene Träumereien? Welches iſt der Grund, auf dem ſie gebaut ſind? — Einzig die Meinung, daß es auf dem Monde kein Waſſer gebe, weil man keine Wolken wahrnahm. Mir wollte es nie einleuchten, daß auf dem Monde kein Waſſer ſein ſollte. Man

will doch oft genug vulkanische Ausbrüche bemerkt haben und diese sind — wenn wir anders die Erscheinungen auf dem Monde nach den Erscheinungen auf der Erde beurtheilen wollen, was doch Herr Hofbauer auch thut — ohne Wasser nicht möglich. Dagegen wäre es möglich, daß die Wolken des Mondes, der funfzigmal kleiner ist als die Erde, auch um funfzigmal dünner sind als die Wolken unsers Weltkörpers und sie nur darum dem beobachtenden Auge des Astronomen entgingen. Allein die ganzen Hofbauerschen Phantasieen zu zertrümmern, hat der berühmte Astronom Gruithuisen wirklich im vorigen Jahre Wolken auf dem Monde entdeckt. Damit hatte freilich Herr Hofbauer nicht nöthig bekannt zu sein, denn er kann ja Worte machen und durch bunte, erhabensein sollende Redensarten seine Unwissenheit übertünchen.

Und in solchem Tone fährt der Mann fort. Er erzählt von den Kometen, daß ihre Masse leicht und locker ist, daß sie sich bald in ungeheuerer Hitze und Helligkeit, bald in strenger

Kälte und rabenschwarzer Nacht befinden, denn er ist einmal der Meinung, daß Wärme und Licht nur von etwas mehr oder weniger Sonnennähe oder Sonnenferne abhängen; er berichtet, daß sie von einer Sonne zur andern reisen, denn er weiß nicht, daß sämmtliche uns bekannte Kometen zu unserm Sonnensystem gehören, sich nur um unsere Sonne bewegen, und ahnt nicht, wie unendlich fern die andern Sonnen — Fixsterne — sind; kurz er schwatzt seinen Lesern in einemfort recht pudelnärrisches Zeug vor. Und Redactoren von Zeitschriften nehmen Bruchstücke aus solch einem Buche auf und glauben damit ihren Lesern etwas Rares von Weisheit aufzutischen. Aber freilich die meisten Redactoren von Zeitschriften können dergleichen Dinge nicht beurtheilen, denn in unserer Zeit glaubt Jeder, der nichts Nützliches gelernt hat, seine Mitchristen oder Mitjuden als Zeitungsschreiber amüsiren und belehren zu müssen.

Doch genug, verehrtester Freund! Sie sehen, daß wir in einer somnambülen Zeit leben, und es ist von Professor Eschenmayer dem

Großen oder Herrn Amtmann Kerner dem Kleinen zu erwarten, daß er nächstens eine Classification der Somnambülen herausgebe und sie zunächst in wachende und schlafende eintheile. Beide Classen haben das mit einander gemein, daß sie in ihrem verzückten Zustande um so kecker schwatzen, je weniger sie im gewöhnlichen Zustande verstehen.

Aus meiner Antwort auf den vorigen Brief hebe ich nur Folgendes hervor:

Was die Henriette Hildesheim in ihrem magnetischen Schlafe über die Entstehung der Welt gesagt hat, könnte als eine Verfeinerung der alten atomistischen Lehre angesehen werden. Allerdings scheint das Ganze mit den wachen Träumen einiger neuerer Naturforscher übereinzustimmen, und ich kann Ihnen in dieser Hinsicht Einiges mittheilen.

Vor einigen Jahren war ich bei der Sitzung einer Gesellschaft zugegen, welche sich eine naturforschende nannte. Nie in meinem

Leben habe ich Gelegenheiten, die sich mir zur Erweiterung meiner Kenntnisse darboten, versäumt, und so war ich denn auch der Erste, welcher in den Sessionssaal eilte und sich zur Theilnahme an der natürlichen Versammlung bei der Stammherde meldete. Diese Stammherde bestand aus Apothekern, Barbieren und Schönfärbern, welche in verschiedenen Orten sitzhaft, sich jeden Sommer in irgend eine größere Stadt begaben, dort neue Mitglieder aufnahmen, sich von Jedem einen Beitrag zahlen ließen und dann auf Regiments-Unkosten sich einmal ordentlich satt aßen und tranken. Vor dem großen Gastmahle, dem Hauptzwecke der Versammlung, ging die wissenschaftliche Sitzung her, in der Jeder die neuen Entdeckungen erzählte, welche er gemacht hatte. Von den drei Hauptabtheilungen der natürlichen Gesellschaft ward die Abtheilung für Botanik von den Apothekern, die für Zoologie von den Barbieren und die für Physik und Chemie von den Schönfärbern repräsentirt, doch stand es Jedem frei, auch in andern Fächern Entdeckungen zu machen. Unter den wichtigsten Ent-

deckungen, welche gemacht waren und deren ich mich noch entsinne, waren folgende: Herr A. hatte eine merkwürdige Spielart der Maikäfer mit fünf Beinen gefunden; Herr B. bauerte, daß seine vielfältigen und mühsamen Versuche, die animalischen Secretionen wieder in die genossenen Speisen zu verwandeln, bisher noch kein günstiges Resultat geliefert hätten; Herr C. legte einen saubern Plan zu einer Leiter vor, auf der man in den Mond steigen könnte, und als Jemand äußerte, der Plan möchte wohl nicht ausführbar sein, sagte er: „daran habe ich auch schon gedacht!"

Endlich kam aber Herr D. daran, ein verunglückter Apotheker, welcher die Entdeckung, daß verschiedene Kieselerden aus versteinerten Infusionsthierchen beständen, sich selbst vindicirte. Um die Wahrheit der Sache zu beweisen, glühte er ein wenig von irgend einer Kieselerde. Diese zerfiel dadurch in Stücke, und von diesen wies er nach, daß sie die Überreste von Infusionsthieren wären, was um so leichter möglich ist, da man Infu-

ſionsthierchen von allen nur erdenkbaren Formen hat.

S..., den 1. März 1838.

Die Geſchichte der Henriette Hildesheim ſcheint ſich mit raſchen Schritten ihrem Ende zuzuneigen. Am 20. Februar wurde es von Seiten der Obrigkeit ſtreng dem alten Hildesheim unterſagt, ferner Fremde bei dem magnetiſchen Schlafe ſeiner Tochter zuzulaſſen. Er kehrte ſich aber an dieſes Verbot nicht, und ſo war die Folge, daß die nächſte Verſammlung von Fremden mit Gewalt auseinander getrieben wurde.

Zwei Tage darauf hieß es, die Henriette liege am Tode. Der Phyſikus begab ſich ſogleich unaufgefordert in die Hildesheimiſche Wohnung, unterſuchte den Zuſtand des Mädchens und ging von da nach dem Rathhauſe. Henriette ward bald darauf aus der väterlichen Wohnung abgeholt und in das Krankenhaus der Stadt gebracht. Hier hat ſie ſich ſeitdem be-

funden, aber keinen Anfall von Somnambulismus gehabt.

Man ist allgemein auf den Ausgang der Sache gespannt, wie Sie sich leicht denken können. Die verschiedenartigsten Gerüchte werden ausgesprengt, aber noch kann man nicht mit Gewißheit angeben, welches unter allen diesen Gerüchten die Wahrheit enthält.

Indeß muß es doch auffallen, daß Henriette, seit sie aus dem elterlichen Hause entfernt ist, keinen Anfall von Somnambulismus wieder gehabt hat, und die Mehrzahl der Vermuthungen läuft daher darauf hinaus, daß ein arger Betrug gespielt und die Menschheit zum Narren gehalten sei.

S..., den 2. März 1838.

Am gestrigen Tage hat ein Verhör der Henriette Hildesheim im Krankenhause Statt gefunden. Der Physikus hatte die Vermuthung aufgestellt, daß Hildesheim seine Tochter magnetisirt habe und diese keineswegs eine Idiosom-

nambüle gewesen sei. Er hatte gesagt, daß er schon früher den p. Hildesheim ernstlich deßhalb verwarnt und auf die bösen Folgen aufmerksam gemacht habe, welche ein solches Verfahren nach sich ziehen müsse. Er hatte angegeben, daß er dem p. Hildesheim vorgestellt, wie er die Gesundheit seiner Tochter dadurch untergrabe, sie unglücklich mache und einem frühen Tode entgegenführe.

Auf Grund dieser Angaben wurde Henriette scharf und ernstlich verhört. Zugleich machte man ihr aber die Hoffnung, daß man ihr, wenn sie offen die Wahrheit gestände, nicht nur alle Strafe erlassen, sondern auch in der Zukunft für sie sorgen wolle. Sie soll aber zu keinem Geständnisse zu bringen gewesen sein und hartnäckig darauf beharrt haben, daß sie zwar schon seit einigen Jahren gekränkelt habe, aber von dem Allen, was sie gethan und gesagt habe, sich kein Wort erinnern könne.

Das hätte nun zwar ganz seine Richtigkeit, denn eine Somnambüle hat nach ihrem Erwachen keine Erinnerung von ihrem somnam-

bülen Zuſtande, allein unſere Obrigkeit begnügte ſich damit nicht. Als man einſah, daß mit dem Mädchen nichts anzufangen und von ihm keine genügende Auskunft zu erlangen ſei, verließ man es zwar wieder, gab das weitere unnütze und nur zeitraubende Verhör auf, aber es wurde eine ſtrenge alte Frau zu Henriettens immerwährender Wärterin und Wache beſtellt. Zugleich zog man die Hildesheimſchen Eheleute und ihren Sohn Georg gefänglich ein und trennte ſie von einander.

Sobald ein Näheres und Weiteres bekannt geworden ſein wird, werden Sie darüber Nachricht von mir erhalten. Bis dahin müſſen Sie ſich ſchon geduldigen und Ihre Neugier bezähmen.

S..., den 15. März 1838.

Aus meinem letzten Schreiben haben Sie erſehen, daß die ganze Hildesheimſche Familie gefangen und unter ſtrenge Aufſicht geſetzt wurde. Die Urtheile der Menſchen ſind hierüber ſehr verſchieden. Während die Vernünftigern und

Beſſergeſinnten ſich freuen, daß dem öffentlichen Scandal ein Ende gemacht iſt, und nur damit unzufrieden ſind, daß die Obrigkeit in ihrer zu großen Milde und Nachſicht nicht ſchon längſt dieſen Schritt that — ärgern ſich die Abergläubiſchen und Wunderſüchtigen, daß ſie nicht mehr wie früher, bei den Phantaſieen der Henriette zuhören können. Ein anderer Theil iſt gleichgültig dabei und nur auf das Ende geſpannt.

Indeß iſt dieſes Ende ſchon gekommen und Alles aufgeklärt, wie ich aus ſichern Quellen weiß.

Georg war es zuerſt, der durch die Einſamkeit ſeines Gefängniſſes, durch die kärgliche, nur in Waſſer und Brod beſtehende Nahrung dahin gebracht wurde, Alles zu geſtehen, was ihm bekannt war. Aus ſeinen Bekenntniſſen ging Folgendes hervor:

Bisweilen war es Henriette ſelbſt, welche ſprach, während bisweilen es ihr Vater war. Dieſer Betrug wurde bewerkſtelligt, indem ihr Vater in das angrenzende Zimmer ging. — Sie entſinnen ſich wohl noch, daß er dieſes unter dem

Vorwande that, er könnte den traurigen Zustand seiner Tochter nicht ansehen. Eine Röhre führte durch die Wand in das Bett seiner Tochter und durch diese Röhre sprach er. Damit er aber auch die gethanen Fragen richtig verstehe, mußten sie von Georg laut und deutlich wiederholt werden, welches wieder unter dem Vorwande geschah, als stehe Georg allein mit seiner Schwester „bei Rapport." Wurden nun von Henriettens Beweise verlangt, daß sie wirklich eine Somnambüle sei, so stellte sich ihre Mutter in dem angrenzenden Zimmer vor das Fenster, sagte ihrem Manne, was auf der Straße vorgehe und dieser wiederholte es dann durch die Röhre, so daß die getäuschten, leichtgläubigen Zuschauer glaubten, Henriette sei die Sprechende, Henriette sei es, die es wisse, was auf der Straße vorgehe, ohne auf die Straße sehen zu können. Eben so enthüllte Georg auch das Räthsel hinsichtlich der gelesenen Briefe. Er erzählte, daß diese Briefe sämmtlich von seinem Vater selbst geschrieben und in benachbarten Städten zur Post befördert seien. Den Briefträger habe er aber

gebeten, ankommende Briefe nie anders, als um halb vier Uhr Nachmittags zu bringen, da seine Tochter um diese Zeit stets im magnetischen Schlafe liege und er gern wissen möchte, ob sie alle Briefe unerbrochen zu lesen vermöchte. Von diesen Briefen habe sein Vater eine Abschrift gehabt und dieselbe vorgelesen. Auf gleiche Art sei es gemacht, wenn seine Schwester Bücher gelesen habe, indem sein Vater jedesmal erst Abschriften von den zu lesenden Stellen gemacht habe. Übrigens habe seine Schwester auch bisweilen selbst gesprochen und wirklich im magnetischen Schlafe gelegen. Dann sei aber sein Vater vorher allein bei ihr gewesen, und wenn er, Georg, in die Stube gelassen sei, sei seine Schwester bereits somnambül gewesen.

Es ward darauf ein neues Verhör mit Henrietten angestellt. Es wurden ihr die Bekenntnisse ihres Bruders vorgelegt und ihr angedeutet, daß man schon so gut wie Alles wisse. Würde sie sich auch jetzt noch weigern, eben so offen Alles zu bekennen, so werde man, ihrer Kränklichkeit ungeachtet, strenger, ja auf das Strengste mit ihr verfahren. Nur ein offenes Geständniß sei noch im Stande, die übelsten Folgen von ihr abzuwenden.

Henriette fing darauf heftig an zu weinen. Sie bat flehentlich und inständig, man möchte ihr ein Geständniß erlassen, es sei ihr unmöglich, etwas gegen ihre Eltern auszusagen. Sie versicherte, daß sie Alles standhaft

ertragen würde, selbst die grausamsten Schläge, aber nur nicht ihren Vater anklagen könne.

Die Gerichtsherren wurden durch die Thränen und Bitten des Mädchens gerührt. Sie sahen die schwärzesten Verbrechen von Seiten der Eltern durchschimmern, aber erkannten auch die rührendste Liebe, welche das gemißhandelte Kind noch immer zu den unnatürlichen Eltern hatte. Daher erließen sie dem Mädchen alle Geständnisse, und stellten dagegen ein desto schärferes Verhör mit den Eltern an. Diese leugneten anfänglich Alles, wie sie es bisher gethan hatten. Da wurde ihnen das bei Georg's Verhöre geführte Protokoll vorgelesen. Man sah, daß sie verwirrt wurden, mühsam nach Fassung rangen, aber als die Vorlesung des Protokolls beendigt war, hatten sie auch ihre Frechheit wieder gewonnen und begannen von Neuem zu leugnen.

Endlich, nachdem viele Künste von Seiten des verhörenden Raths angewendet waren, gelang es, ein Geständniß zu erhalten. Aus diesem ging hervor, daß Hildesheim, als er gesehen, daß er sich auf keine andere Weise ernähren könne, Versuche angestellt habe, seine Tochter zu magnetisiren, um dann ihren künstlich magnetischen Schlaf für einen natürlichen ausgeben und sie für Geld sehen lassen zu können.

Auf die Frage, wie er auf den Gedanken gekommen sei, solches zu thun, entgegnete er, es erschienen jetzt viele Bücher über Somnambülen und würden reißend gekauft. Daher habe er sogleich vermuthet, daß die Welt vom Wunder-

baren sehr angezogen würde, und geschlossen, daß Mancher eher einen Thaler daran wenden würde, eine Somnambüle zu sehen, als ein Buch über eine Somnambüle zu kaufen. Dann habe er sich Bücher zu verschaffen gesucht, aus denen er habe erlernen können, auf welche Art man eine Person in magnetischen Schlaf zu legen vermöge. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen mit seiner Frau sei es ihm endlich gelungen, seine Tochter in einen magnetischen Schlaf zu bringen, doch habe er denselben lange nicht bis zum Hellsehen steigern können und daher habe sich anfangs Henriette nur hinlegen und schlafend stellen müssen, wobei er dann auf die von Georg bekannte Art gesprochen habe. Indeß habe er fortgefahren, täglich Versuche mit ihr anzustellen, und obschon es ihm nicht entgangen sei, daß sie täglich kränklicher werde, habe er jene Versuche doch nicht eingestellt, sondern sei der Überzeugung gewesen, daß sie, wenn sie erst wirklich hellsehend werde, auch gewiß ein Mittel gegen ihre Krankheit angeben könnte. Erst in den letzten Monaten habe er sie zur Clairvoyance gebracht und da habe sie denn die merkwürdigen Berichte über Entstehung der Welt, die Zukunft ꝛc. gegeben.

So war es denn erwiesen, daß dieser Mann, um bei einem faulen Leben so viel zu verdienen, wie nöthig war, recht „flott" leben zu können, die Gesundheit seiner eigenen Tochter aufgeopfert habe. — Henriette ist gegenwärtig äußerst schwach und entkräftet; man zweifelt daran, daß

ſie je wieder ihre frühere Geſundheit erlangen wird. Ihr Loos iſt ſehr gemildert, da ihrer kindlichen Liebe viel zu Gute zu halten iſt. Überhaupt wird jetzt an ihrem Wohle von den angeſehenſten Familien unſerer Stadt ſo viel Antheil genommen, daß man ihr erfriſchende und ſtärkende Speiſen im Überfluſſe zuſchickt. Eben ſo ſehr werden aber auch ihre Eltern verabſcheut, und das Urtheil, welches dieſelben auf lange Jahre zu ſtrenger Zwangsarbeit verurtheilt, wird allgemein als gerecht geprieſen. Georg iſt einer ſtrengen, aber redlichen Familie zur Erziehung gegeben und wird hoffentlich noch zu einem rechtlichen Manne erzogen werden.

S..., den 30. März 1838.

Henriette iſt nicht mehr. Ihre zu ſehr untergrabene Geſundheit ſank mit jedem Tage mehr, bis endlich geſtern Vormittags um 10 Uhr ein ſanfter Tod ihren Leiden ein Ende machte.

Ich war in ihren letzten Augenblicken zugegen. Henriette war ein Engel! Hätten Sie ihre Gebete hören können! Ich war gekommen, ſie für den Himmel vorzubereiten, ihr in den letzten Augenblicken Beiſtand zu leiſten; ſie bedurfte deſſen nicht. Sie, die in ihrer Unwiſſenheit um Glück und Geſundheit gebracht war, betete vor ihrem Tode noch ſo herzlich, ſo rührend für die unnatürlichen Eltern!

Unſere ganze Stadt iſt in Trauer. Ein

zahlreicher Leichenzug wird ſie zu der letzten Ruheſtätte begleiten.

Arme Henriette, Du warſt eines andern Looſes würdig!

Dieſes war der letzte Brief des Conſiſtorialraths. Ich ordnete die Briefe, las ſie nochmals vom Anfange bis zum Ende durch, trauerte über den frühzeitigen Tod des armen Mädchens und ging mit mir zu Rathe, ob ich die Geſchichte durch den Druck veröffentlichen ſollte oder nicht. Bald entſchied ich mich für das Erſtere. Vielleicht gelingt es mir, die Welt, der von gewiſſenloſen Schriftſtellern mit allem Fleiße ein Hang zum Wunderbaren und Übernatürlichen eingeimpft wird, zu belehren und aufmerkſam zu machen. Vielleicht gelingt es mir, das Somnambülen-Unweſen zu verdächtigen und ſo manchen Unfug zu verhüten. Und gelingt es mir nicht, ſo habe ich doch wenigſtens das gute Bewußtſein, in beſter Abſicht mein Scherflein beigetragen zu haben.